Abt Franz Pfanner – der Gründer von Mariannhill

von Pater Dr. Anton Roos CMM

„Selig werden mich preisen alle Geschlechter…“ So beten oder singen täglich Priester und Ordensleute in aller Welt. Das Wort steht im Magnificat, dem Lobgesang Marias, mit dem sie Gottes Liebe pries, als sie durch die Kraft des Heiligen Geistes den Messias empfangen hatte. Zu diesen Betern und Sängern gehörte über fünfzig Jahre lang Abt Franz Pfanner aus dem vorarlbergischen Langen. Er hat das Lob der Gottesmutter nicht bloss mit den Lippen bekannt; er hat tatkräftig mitgeholfen, zu den Geschlechtern, die Maria preisen, weitere dazu zu gewinnen. Den Spuren dieses Mannes folgend müssen wir uns ins letzte Jahrhundert zurückversetzen.

Der rote Wendel

Das Geburtshaus in Langen

Man schreibt das Jahr 1825. Jungbauer Franz Anton Pfanner auf der Langenhub in Vorarlberg ist zufrieden mit dem Sommer, der sich dem Herbst zuneigt, um ihm das Szepter weiterzureichen. Einen großen Wunsch hegt er noch im Herzen, dass ihm nämlich seine Frau Anna Maria, die ihrer Niederkunft entgegensieht, einen Sohn schenke. Ein Töchterchen ist schon da; jetzt hätte er gar zu gern einen Helfer für die viele Arbeit auf seinem Hof. Bei dessen Übernahme vor drei Jahren hat er Schulden machen müssen, um seine Geschwister auszuzahlen; eine Hilfe wäre ihm willkommen. Sein schönes Heimet liegt am Sonnenhang eines sanft ansteigenden Hügelzuges bei Langen oberhalb Bregenz.

Am 20. September, einem Dienstag, ist es so weit. In später Stunde verkünden Schreie die glückliche Ankunft eines neuen Erdenbürgers. Gott sei Dank, es ist ein Bub; Hannes soll er heißen. Das Knäblein mit braunen Augen und dunklem Haar ist wider Erwarten untergewichtig. Das Rätsel löst sich von selbst, denn kurz nach Mitternacht folgt ein Brüderchen nach. Dem Hannes gleicht es ganz und gar nicht; ist es doch helläugig und rothaarig. Ihm gibt man den Namen Wendelin, nach seinem Onkel, dem Pfarrer in der Nachbargemeinde Buch, der zu seinem Taufpaten ausersehen ist. Schon am Donnerstag fährt Vater Pfanner voll Stolz und dankbarer Freude seine Sprösslinge zur Taufe in die ferne Pfarrkirche.

Im Februar 1827 erhalten die drei Pfannerkinder ein Brüderchen namens Franz Anton. Ehe die Zwillinge drei Jahre zählen, stirbt ihre Mutter nach der Geburt eines Mädchens, das ihr bald ins Grab folgt. Die Halbwaisen sind zu jung, um den herben Verlust zu ermessen. Ihrem schwergeprüften Vater eilt seine Schwester zu Hilfe, führt ihm den Haushalt und erzieht die Kinder. Auch in Feld und Stall arbeitet sie wacker mit. Das Godle, wie sie von den Kindern genannt wird, ist nicht ganz nach dem Geschmack des kleinen Wendel; es ist ihm zu ernst, geht zu sparsam mit der Butter um und kocht zu oft Mangold.

Beim Herrgottswinkel in der großen Stube hängt ein Bildnis der Heiligen Anna. Das sei die Großmutter des Heilandes und die Namenspatronin seiner verstorbenen Mutter und der Großmutter, lässt sich Wendel erklären. Was dem Knirps auf dem Bild nicht passt, ist die Birkenrute, die drohend dahinter steckt. Das Godle versteht sie kräftig zu schwingen und findet manchmal auch Anlass dazu.

Schon früh beginnen die Buben mit dem ortsüblichen Sport, dem Hosenlupf. Er ist an keine Jahreszeit gebunden. Dabei gilt es, den Gegner zu Boden zu ringen und festzuhalten, bis er ums Loslassen bittet. Dank seiner Behändigkeit ist Wendelin seinem Zwillingsbruder stets überlegen. Die tägliche Übung kräftigt die Muskeln und fördert die Gelenkigkeit für die spätere Arbeit; aber leider halten die Zwilchhosen mit der erfreulichen Entwicklung nicht Schritt. Das Godle fühlt sich öfters genötigt, die Hosen auszuklopfen, ohne die Schlingel vorher aussteigen zu lassen.

Ins Kirchdorf kommen die Pfannerkinder nur an Sonntagen und Festtagen; der Weg dahin nimmt gut drei Viertelstunden in Anspruch. Wendel ist ganz Aug und Ohr. Da er vom Geschehen am Altar

nichts versteht, wendet er sich den schönen Bildern zu und bewundert die Statuen am Marien- und Josefsaltar. Dass Maria die Mutter des lieben Heilandes ist, weiß er aus Belehrung und Gebet in der Familie. An den Heiligen Josef, den Pflegevater Jesu und Bräutigam Marias wendet sich sein Vater oft in seinen Sorgen und Nöten, und Wendelin merkt sich den treuen Helfer im Himmel.
Zur Schule brauchen die Pfannerkinder weniger weit zu gehen. Ein Lehrer unterrichtet in der Nähe die Kinder der umliegenden Gehöfte. Das Schuljahr dauert jeweils vom 11. November bis zum 23. April. Die übrige Zeit verbringen die Kinder daheim und helfen, wo man sie brauchen kann. Vater Pfanner zeigt seinen Buben allerhand nützliche Griffe und Kniffe und geht ihnen mit gutem Beispiel voran. „Es braucht niemand mehr zu leisten als ich“, sagt er, und Wendel ist mächtig stolz auf ihn.

Die Pfarrkirche von Langen

Im Herbst 1834 vermählt sich Witwer Franz Anton Pfanner mit Jungfrau Maria Anna Hörburger. In ihr gewinnen die vier Kinder eine liebende Mutter, und mit der Zeit erweitert sich ihr Familienkreis um drei Stiefbrüder und vier Stiefschwestern. Da Maria Anna ansehnliches Heiratsgut mitbringt, wird der Bauer seine Geldsorgen los. Er kann den Hof vergrößern, kauft Wald dazu und errichtet eine Sägerei. Die Mitarbeit seiner Buben wird mit jedem Jahr wertvoller. Vor dem täglichen Schulgang misten sie den Stall aus, füttern und tränken das Vieh, ebenso am Abend. Für den Hosenlupf sind sie nie zu müde. Dem Wendel kommt das zustatten; wegen seiner roten Haare wird er nämlich viel gefoppt. Aber er weiß sich Achtung zu verschaffen. Auf dem Kirchplatz verspottet ihn eines Morgens der Krämerssohn, der ihn um Kopfes länge überragt; doch ehe sichs dieser versieht, liegt er verprügelt am Boden.
Wenn in einem Haus ein Todesfall eingetreten ist, versammeln sich die Leute aus der Umgebung zur sogenannten Totenwache, d.h. zum gemeinsamen Gebet. Eines Abends werden die Pfannerbuben dahin abgeordnet. Als Vorbeterin amtiert diesmal Jumpfer Stasel, deren Frömmigkeit keinen Bahnhof kennt. Nach einem Psalter und der Allerheiligenlitanei hängt sie Vaterunser um Vaterunser an für dieses und jenes Anliegen. Unser Wendel wird ganz zappelig, und sobald wieder einmal ein Vaterunser zu Ende ist, kräht seine helle Stimme in die Schar der ermüdeten Beter hinein: „Für die Stasel!“ Ein befreiendes Lachen der Anwesenden beendet die ungewöhnliche Totenwache.
Zu Beginn der 4. Klasse schwärmt Wendelin für eine graue Kappe. Der Vater will ihm eine schenken, sobald er richtig melken kann. Das braucht er dem Wendelin nicht zweimal sagen. Schon bald wetteifert dieser mit dem Knecht. Er erhält die Mütze – und muss fortan täglich zweimal je zehn Kühe melken, Sonn- und Feiertage nicht ausgenommen. Der Hosenlupf leidet nicht darunter. Wendel bringt es sogar fertig, beide Brüder gleichzeitig auf den Boden zu legen. Stiefmutter Maria Anna ist stolz auf ihren „gwehrigen“ Buben und flickt geduldig die in Mitleidenschaft gezogenen Hosen.
Eines Morgens um sechs Uhr drückt Vater Pfanner dem 11-jährigen Wendelin die Geißel in die Hand, damit er sich als Fuhrmann betätige. Fünf Minuten später liegt die Sandtruhe auf dem Rücken; der Wagen streckt alle Viere in die Luft. Wendel hat das Kunststück fertiggebracht, die Fuhre hangaufwärts zu kippen. Er muss die Peitsche dem Hannes abtreten und wird in die Sägerei abkommandiert. Am Abend stellt er in einem währschaften Hosenlupf seine angeschlagene Ehre und sein Selbstvertrauen wieder her. Dank seinen vorzüglichen Schulleistungen will ihn der Vater studieren lassen. Zur Vorbereitung schickt er ihn zum Lateinunterricht ins Nachbardorf. Wendel ist begeistert; nur seine klobigen Bauernschuhe bereiten ihm Kummer. Sein Stolz erlaubt ihm nicht, mit ihnen in Feldkirch aufzutreten. Erregt nicht schon sein roter Schopf Aufsehen genug? Bei der Mühle, an der ihn sein täglicher Gang zum Latein vorbeiführt, hält er jedes Mal seine Stiefel eine Weile über das Herdfeuer, so dass sie im rechten Moment auseinanderfallen. Den Schuster hat er schon vorbereitet, dass er ins Studium gehe, und dieser wählt für die neuen Schuhe einen eleganteren Schnitt.

Student

Ende September weckt Vater 1837 weckt Vater Pfanner den angehenden Studenten eines Tages kurz nach Mitternacht. Während sich der Hannes wohlig auf die andere Seite dreht, ist Wendelin mit einem Satz aus dem Bett. Beim Abschied zeichnet ihm die Mutter mit Weihwasser ein Kreuzlein auf die Stirn. Wendel wundert sich, dass sie Tränen in den Augen hat. Im Mondschein wandern Vater und Sohn Pfanner fürbass, einen Psalter betend. Franz Anton Pfanner will seinen Sprössling in der Hut der Gottesmutter wissen, und dieser soll sich dessen bewusst werden. Als der Mond verblasst, taucht Bregenz vor ihren Augen auf. Von da fährt sie ein Stellwagen nach Feldkirch. Wendelin hat unterwegs nach allen Seiten zu gucken und zu staunen.
Im Musenstädtchen besorgt ihm der Vater bei einem Seiler ein wohlfeiles Quartier und überlässt ihn nach letzten Ermahnungen sich selbst.

Der junge Wendelin

Der junge Student übertut sich nicht mit Lernen. Dank seiner raschen Auffassungsgabe erübrigt er viel Zeit für sportliche Betätigung wie Ringen, Schleudern, Schlittschuhlaufen, Ballspielen. Daneben glaubt er auch hier, ob seiner roten Haare gehänselt, sich hosenlupfend Respekt verschaffen zu müssen.
Eine Kneipe braucht er nicht aufzusuchen. Sein Logisgeber, ein Junggeselle, dessen Schwester den Haushalt führt, hat fast jeden Abend Kollegen zu Gast, die beim Jassen für Tabakqualm und Bierdunst sorgen. Aus ihren Gesprächen lernt der aufmerksam lauschende Musensohn Leben und Treiben im Städtchen kennen.
Ein Besuch seines geistlichen Onkels zu Beginn des 2. Studienjahres bewirkt eine plötzliche Änderung. Pfarrer Pfanner sorgt für ein stilleres Quartier bei zwei alten Damen. Hier herrschen peinliche Ordnung und Disziplin. Dem lebensfrohen Studentlein kommt die Stille fast ungeheuerlich vor, so dass er möglichst viel Zeit auswärts zubringt. Die übertriebene Frömmigkeit seiner Hausmütter übersteht der kernige Bauernbub ohne Schaden. Nach anderthalb Jahren zieht er auf eigene Initiative um, und zwar ins große Haus einer Witwe, die mehrere Studenten beherbergt. Hier geht es entsprechend fideler zu, aber trotzdem wohlgeordnet. An einem schönen Sommerabend kehrt Wendelin zu spät heim und findet die Haustür verriegelt. Er weiß, dass sein Fenster im 3. Stock offensteht. So klettert er waghalsig die Steilwand des Schlossberges hinauf, an die das Haus sich lehnt, und landet mit einem kühnen Satz auf dem Fenstersims. Er steht noch kaum im Zimmer, als die Tür sich öffnet. Der Sünder erwartet ein verdientes Donnerwetter. Aber die würdige Frau im Silberhaar hebt nur den Finger: „So macht mans?!“ Ohne ein weiteres Wort geht sie. Wendelin verkriecht sich vor Scham unter der Bettdecke. Seine Schlummermutter hat nie mehr Anlass, ihn zu tadeln.
Nach der 5. Gymnasialklasse darf Wendelin nach Innsbruck umsiedeln. Sein Taufpate hat ihm die Erlaubnis dazu erwirkt, um den Horizont des geweckten Jünglings zu erweitern. Die lange Reise macht Pfanner jedes Mal zu Fuss, meistens in Begleitung von Mitstudenten. Auf einer solchen Wanderung über die Berge gelangen sie einmal in Wind und Schneegestöber an eine abfallende Wand, über die ein Wasserfall stürzt. Einer der Burschen weigert sich, über die glatten, nassen Felsen hinabzuturnen. Da nimmt ihn Wendelin wie eine Garbe unter den Arm und schleppt ihn in halsbrecherischer Kletterei zu Tal. Erst als er ihn unten ins Gras legt, wagt dieser die Augen wieder zu öffnen. Sobald Wendelin jeweils Heim kommt, drückt ihm der Vater eine Heugabel oder sonst ein Werkzeug in die Hand. Dann sich der Student die ganzen Ferien hindurch nützlich, wenn auch nicht auf eigenen Wunsch. Natürlich fordert ihn der Hannes zum Hosenlupf heraus, oder umgekehrt, und immer gewinnt das hagere Studentlein, zum großen Hallo des zuschauenden Gesindes. Allerdings vermag Wendel nicht mehr beide Brüder aufs mal zu überwältigen.

In Innsbruck beginnt er sich Gedanken über seine Berufswahl zu machen. Man findet ihn fast täglich bei der heiligen Messe in der Hofkirche. Der zweite Philosophiekurs kommt ihm unerträglich trocken vor. Dieser ist kaum einen Monat alt, als drei Mitstudenten aufkreuzen, auf dem Weg nach Italien eine Pause einlegend. Rasch haben sie den Wendel zum Mitgehen überredet. Er beschafft sich einen Pass, borgt von einem Bekannten Geld und gibt ihm einen Zettel als Anweisung an den Vater. Und los geht's auf Schusters Rappen über den Brenner nach Padua.

Der Dom zu Brixen, wo er 1858 die Priesterweihe empfing

Dort fühlen sich die vier Vorarlberger schrecklich einsam. Sie finden keinen Kontakt zu den ansässigen Studenten, die mehr in Kneipen als im Hörsaal zu finden sind. Nur ihr Stolz hindert sie, die Flinte ins Korn zu werfen. So beißen sie sich durch und beschließen im folgenden Sommer ihr Philosophiestudium mit glänzendem Erfolg. Freudig wie noch nie nehmen sie den Heimweg unter die Füße. Wendelin weiß jetzt, in welchem Beruf er Gott und den Menschen am besten dienen kann.
Nach einem Sommer voll harter Arbeit auf dem väterlichen Hof zieht er Ende September nach Brixen. Das erste Jahr muss er wieder in einem Privathaus wohnen. Dann kann er ins Priesterseminar eintreten. Hier wird er im 2. Semester schwer krank. Der Arzt konstatiert Lungen- und Gehirnentzündung und schickt ihn vorzeitig heim in die Ferien, wo ihn die Stiefmutter liebevoll pflegt.
Im folgenden Jahr verspürt er einen starken Drang zur Heidenmission. Sein Bischof hält ihn für zu schwach zu diesem Beruf, und so lässt er es gehorsam bleiben. In seinen letzten Sommerferien lässt sich Wendelin nicht daheim einspannen; eine richtige Reisewut ergreift ihn. Er wandert durch deutsche Gaue über München nach Köln, wo ihn die wunden Füße zur Heimkehr zwingen. Trotzdem wagt er einen Abstecher in die Schweiz und vergisst auf der Fahrt über den Vierwaldstättersee vor lauter Staunen Essen und Trinken. Dann macht er der schwarzen Muttergottes in Einsiedeln seine Aufwartung; in der Gnadenkapelle kommt aus seinem Herzen nur die eine große Bitte, Maria möge ihm helfen, ein eifriger Priester zu werden.
Das letzte Studienjahr in Brixen vergeht im Flug. Am 28. Juli 1858 gehört Wendelin Pfanner zu den 50 Glücklichen, welche die heilige Priesterweihe empfangen.

Der eifrige Seelsorger

Seine erste Predigt hält der Neupriester am Fest Mariä Geburt in seiner Heimatgemeinde Langen, wo er einen Monat zuvor Primiz gefeiert hat. Dann tritt er in freudiger Erwartung seinen ersten Posten an. Das Vertrauen des Bischofs verschafft ihm eine Stelle, in der er vom Beginn weg selbständig wirken kann, als Pfarrverweser von Haselstauden in Vorarlberg. Der Hirt dieser Gemeinde ist kurz zuvor wegen Parteiengezänk abberufen worden. Als der neue Seelsorger einzieht, herrscht Grabesstille im Dorf mit seinen 1200 Einwohnern. Niemand begrüßt ihn; kein Mensch ist in Pfarrhaus oder Kirche anzutreffen. Der unerschrockene Ankömmling spürt, dass ihm eine harte Bewährungsprobe bevorsteht. Im Gotteshaus holt er sich Mut und Kraft dazu und fühlt sich gleich geborgen; wie daheim in Langen findet er einen Marien- und einen Josefsaltar; die heilige Familie nimmt ihn fürsorglich in ihre Obhut.
In der Sonntagspredigt hält er sich streng an die Auslegung des Tagesevangeliums, ohne den kalten Empfang oder die Zwistigkeiten in der Gemeinde auch nur zu erwähnen; so macht er es jedes Mal. Als dann eine Typhusepidemie das Dorf heimsucht und der junge Priester täglich die Kranken besucht, schmilzt das Eis vollends. Nach zwei Jahren wird die Pfarrstelle endgültig besetzt. Das Volk wählt einhellig den bisherigen Verweser zum Pfarrer, und der Bischof stimmt mit Freuden zu.
Ausstattung und Verschönerung der Kirche liegen dem eifrigen Priester sehr am Herzen. Für den Altarraum schafft er farbige Fenster an, was in der Gegend erstmalig ist. Auf dem einen ist Mariä Verkündigung dargestellt, auf dem andern Mariä Heimsuchung, eine sichtbare Muttergottespre-

Die Pfarrkirche von Haselstauden

digt. Das Geld dafür hat er von Fabrikanten gebettelt. Mutig rückt er einigen Missbräuchen zu Leibe, wie Winkeltanz und Sonntagsentheiligung. Kräftig fördert er den öfteren Sakramentenempfang. Viele seiner Pfarrkinder gewinnt er für die Vereinigung vom lebendigen Rosenkranz. Trotz der vielen Arbeit in der eigenen Pfarrei hilft Pfanner gern an anderen Orten aus, wo er jeweils viele Stunden lang Beichten hört. Seiner Gesundheit ist dies nicht zuträglich. Da er zu Tuberkeln neigt, verordnet ihm der Arzt Molkenkuren im Appenzellerland. Sie tun ihm gut, aber er muss sie jedes Jahr wiederholen.

Nach einiger Zeit will er seine geliebte Pfarrei in Haselstauden aufgeben; die Liebe zur Mutter Gottes drängt ihn dazu. An der Wallfahrtskirche von Maria Bildstein ist nämlich eine Stelle ausgeschrieben. Pfanner meldet sich mit der Absicht, die fast eingeschlafene Wallfahrt zu neuer Blüte zu erwecken. Sein Gesuch wird abgewiesen; vielleicht ist dabei ein ehrliches Geständnis ausschlaggebend: „Gründe für meine Würdigkeit habe ich keine“. Die Ablehnung betrachtet er als Fingerzeig Gottes, dass er in Haselstauden sterben werde. Er kauft für sich und seine Schwester Kreszentia, die ihm den Haushalt besorgt, ein Grab neben der Kirche. Da wird 1859 Österreich in einen Krieg gegen Napoleon III. verwickelt, der die Österreicher aus Italien vertreiben will. Der Bischof sucht Feldkapläne, die Italienisch verstehen. Pfanner meldet sich. Bevor er jedoch eingezogen wird, schließt Napoleon Frieden. Nun bietet der Bischof dem einsatzfreudigen Priester einen Posten als Schwesternbeichtvater in Kroatiens Hauptstadt Agram an. Pfanner sagt zu, denn des Bischofs Wunsch ist ihm Befehl. Er versteigert und verschenkt die schönen Kakteen, die er in freien Stunden gezüchtet hat, und stößt das Mobiliar ab. Beim Auszug ist die Straße dicht gesäumt von Pfarrkindern, die ihm unter Tränen nachwinken.

Das Leben in Agram findet Wendelin Pfanner eintönig. Er hat an die 120 Schwestern zu betreuen, an Sonn- und Festtagen zu predigen und in einer deutschsprachigen Schule Religionsunterricht zu erteilen. In der freien Zeit lernt er Kroatisch, um auch in dieser Sprache Seelsorge betreiben zu können. Abwechslung bringen ihm die Tage, die er als Gefangenenseelsorger in einer Strafanstalt verbringt, jeweils im Advent und in der Fastenzeit. Im zweiten Jahr seines Aufenthalts in Agram erwacht in Kroatien das Nationalbewusstsein. Alles Deutschsprachige wird vertrieben. Pfanner darf nur noch bei den Schwestern wirken. In den Mußestunden schreibt er ihre Klosterchronik. Im Mai 1862 führt ihn eine Wallfahrt nach Rom. Mit List verschafft er sich Einlass in die sixtinische Kapelle zu einem Gottesdienst in Gegenwart des Papstes. Da er keine Eintrittskarte besitzt, besticht er lächelnd einen wachhabenden Schweizer Gardisten mit der Bemerkung: „A Landsma weret ihr doch ine lo?!“ Mit dem Stichwort „A Landsma“ wird er weitergeschoben und ergattert einen ausgezeichneten Platz direkt hinter den Kardinälen, Gott dankend, dass seine Mutter alemannisch gesprochen hat. Bei seinem zweiwöchigen Aufenthalt in der Ewigen Stadt denkt er viel über seine Zukunft nach und entdeckt in sich das Verlangen, in einen alten Orden einzutreten; aber ein strenger muss es sein, in dem man die Regel strikte einhält. Da besuchen ihn eines Tages zwei Trappistenbrüder. Pfanner forscht sie nach Strich und Faden über ihre strenge Lebensweise aus. Dann meldet er sich in Mariawald in der Eifel D an, einer Neugründung aus dem Jahre 1861, also kaum zwei Jahre alt. Dass der Trappistenorden in besonderer Weise der Mutter Gottes geweiht ist, macht ihn dem Stille suchenden doppelt sympathisch.

Auf die Erlaubnis seines Bischofs zum Klostereintritt wartend benützt Pfanner die Gelegenheit zu einer Wallfahrt ins Heilige Land. Die Reisegesellschaft trifft sich in Triest. Dabei erfährt er, dass man ihn wegen seiner Italienischkenntnisse zum Pilgerführer erwählt habe. Die Überfahrt mit dem Dampfer wird ihm zur Qual, weil ihn vom ersten Tag an die Seekrankheit plagt. Sobald er wieder festen Boden unter den Füßen spürt, erholt er sich rasch. Er folgt ehrfürchtig den Spuren der Heiligen Familie von Galiläa bis nach Ägypten. Betrachtend und mitleidend geht er den Kreuzweg des Herrn und liest in tiefer Ergriffenheit am Grabe Jesu die heilige Messe. „Und Maria, die Mutter des

Herrn“, sinniert er, „was muss sie hier alles ausgestanden haben, ehe die Freude seiner Auferstehung sie überwältigte“.
Er kann aber auch anders. In Alexandrien setzt er die Rechte seiner Reisegesellschaft gewaltsam durch. Ein Barkenführer, der mit einem Gehilfen das Gepäck vom Schiff an Land bringt, sucht einiges über den vereinbarten Preis hinaus zu erpressen, weshalb er mit der Bagage nicht herausrückt. Ein Sprung vom hohen Kai hinunter, und Pfanner steht in der schwankenden Barke, packt mit jeder Hand einen Schurken am Kragen und hält sie links und rechts über den Rand hinaus, bis seine Leute ihr Eigentum herausgeholt haben.

Wirbel im Trappistenkloster

Anfangs Juni kehrt der Beichtvater wohlbehalten zu den barmherzigen Schwestern zurück. Da vom Bischof keine Antwort vorliegt, wiederholt er seine Bitte. Diesmal erhält er umgehend die Erlaubnis, ins Kloster einzutreten. Am 9. September schreibt er einen rührenden Abschiedsbrief an seine verwitwete Stiefmutter und die Geschwister. Ein persönliches Lebewohl fiele ihm zu schwer; deshalb reist er über Wien, Würzburg und Köln nach Heimbach in der Eifel. Vom Bahnhof aus hat er eine Stunde zu marschieren bis zum Ort seiner Sehnsucht, dem Trappistenkloster Mariawald. „Meine letzte Station“, denkt Wendelin Pfanner, als sich das Tor hinter ihm schließt.
Am 9. Oktober erhält er das weiße Ordenskleid des Chornovizen und den neuen Namen Pater Franziskus. Mariawald ist ein halbverfallenes Zisterzienserkloster, vor zwei Jahren von Oelenberg aus neu besiedelt. Da gibt es Arbeit in Hülle und Fülle. Alle Gebäude müssen erneuert, Garten, Äcker und Wiesen neu kultiviert werden. Bei der vielen Arbeit im Freien und der fleischlosen, gemüsereichen Kost gesundet der ewig kränkelnde Leib des eifrigen Novizen, und ihm behagen das Aufstehen um 3 Uhr, das stetige Schweigen und die langen Gebetszeiten. Ja er fügt im Rahmen des Erlaubten noch weitere Strengheiten in seine Tagesordnung ein, straft sich für jeden unnötigen Blick und wärmt sich nur durch Arbeit, nie am Ofen. Mit Vorliebe spaltet er Holz, wozu er sich die Fertigkeit in früher Jugend angeeignet hat.

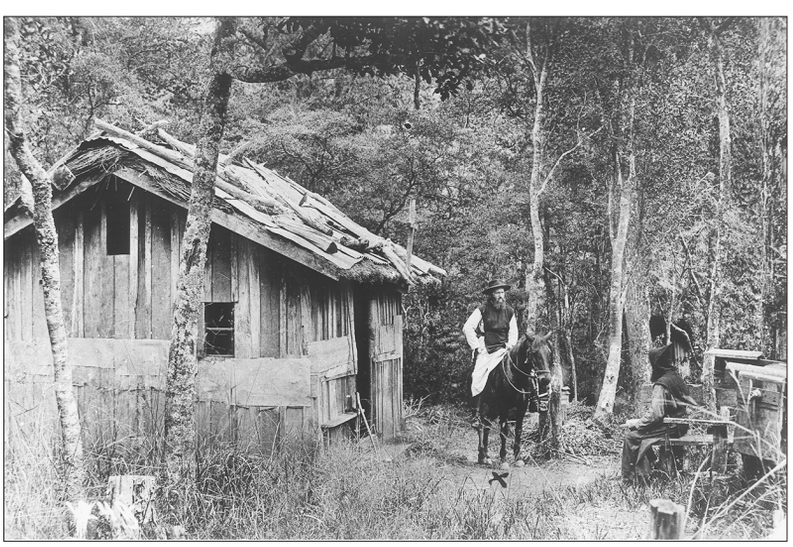
Am 9. Oktober 1863 tritt er in das Trappistenkloster Mariawald ein

Am 21. November, dem Fest Mariä Opferung, gelobt Pater Franziskus in einer schlichten Feier im kleinen Kreis seiner Mitbrüder: „Ich, Pater Franziskus, Priester, gelobe Ordenstreue, Bekehrung meiner Sitten und Gehorsam gemäß der Regel des heiligen Abtes Benedikt, im Angesichte Gottes und aller seiner Heiligen, deren Reliquien hier ruhen, an diesem Ort mit Namen Mariawald von der Zisterzienserkongregation Maria von La Trappe, errichtet zur Ehre der seligsten Gottesmutter und immerwährenden Jungfrau Maria, in Gegenwart des Priors Bonifatius“.
Schon im Dezember betraut ihn der Obere mit Führungsaufgaben im Kloster. Pater Franziskus nimmt sie mit der ihm eigenen Einsatzfreude wahr. Selber mehr aktiv als beschaulich veranlagt will er Schwung in die Handarbeit seiner Mönche bringen. Er führt praktische Neuerungen ein, die nicht den Satzungen entsprechen und spornt seine Leute oft zu flinkerem Gehen oder Werken an. Als Arbeitsvorsteher kommt er einmal zum Prior und meldet dort ordnungsgemäß kniend, es seien keine Besen vorhanden. Der Prior wehrt ab, das gehe doch ihn nichts an. Als nun Pater Franziskus aufmuckt, ohne Besen könnten seine Brüder das Haus nicht reinigen, droht der Obere, ihn aus dem Zimmer zu werfen. Pater Franziskus springt auf: „Nein, ich gehe selber!“ Noch nach Jahren wurmt es ihn, dass ihm sein Stolz, der totgeglaubte, diesen Streich hat spielen können, und dass er sich nicht hinauswerfen

ließ, oder dass er nicht wenigstens geschwiegen hat, wie die Mutter Jesu auf der Hochzeit zu Kana.
Als ehemaliger Pfarrer und schon von Natur aus tut sich Pater Franziskus leicht im Predigen. Er besorgt es ausgiebig, auch an Tagen, an denen es die Reglemente nicht vorsehen, und er geht sogar nach Heimbach zur Seelsorgeaushilfe. Im Kloster neigt er in allem auf die strengere Seite und kämpft unerbittlich gegen jede Ausnahme, welche die strenge Ordensregel mildert, ohne zu fragen, ob sie berechtigt sei oder nicht. Die Mitbrüder reagieren unterschiedlich, und die kleine Mönchsgemeinde spaltet sich. Die zuständige Obrigkeit stellt sich gegen die Eiferer, die sich ihrerseits nach Rom wenden wollen. In dieser spannungsgeladenen Atmosphäre schlägt der Gärtner Br. Zacharias Vogt Pater Franziskus vor, mit seinen Getreuen ein eigenes Kloster zu gründen. Als der Angesprochene um die betreffende Erlaubnis bittet, erblickt die Ordensleitung darin eine willkommene Gelegenheit, die führenden Köpfe der Opposition zu entfernen. Sie sendet Pater Franziskus und Br. Zacharias aus, um in Österreich – Ungarn einen Platz für eine Neugründung ausfindig zu machen. Als die beiden unterwegs sind, werden sie hermetisch von den Zurückgebliebenen abgeriegelt. Pater Franziskus erhält die briefliche Aufforderung, sich wieder als Weltpriester zu betätigen. Mit seinem harten Kopf hat man nicht gerechnet. Er will Trappist bleiben, wie er es gelobt hat. Der Befehl seines Oberen verwirrt ihn. Er sucht die nächste Kirche auf, um vom heiligen Josef Rat zu erbitten. Da kommt ihm der Gedanke, sich an Bischof Fessler, seinen ehemaligen Kirchenrechtsprofessor zu wenden. Dieser weist ihn nach Rom. Am Neujahrstag 1868 trifft Pater Franziskus dort ein; drei Brüder folgen ihm. Ein Prozess beginnt, der sieben Monate Wartezeit bedeutet. Die vier arbeiten unterdessen in Tre Fontane. Papst Pius IX hat diese Klosterruine mit den drei Kirchen den Trappisten anvertraut. Da gibt es viel Schutt wegzuräumen, und Gärten sind anzulegen. Dabei machen sie unliebsame Bekanntschaft mit der Malaria, die den Koch Br. Benedikt dahinrafft.
Am 17. Juli hält Pater Franziskus endlich das ersehnte Dekret in Händen, das ihn zu einer Neugründung in der Monarchie Österreich-Ungarn ermächtigt. Sofort verlässt er mit den verbliebenen zwei Brüdern die ewige Stadt. Tre Fontane bewahrt sein handgeschriebenes Bekenntnis: „Maria zu kennen und sie zu lieben ist Reichtum und Weisheit“.

Unter dem Halbmond

Den ersten Versuch unternehmen die Klostergründer in Kroatien. Die barmherzigen Schwestern von Agram nehmen sie gastlich auf. Und wieder beginnt ein zermürbendes Warten. Die Erlaubnis des Erzbischofs ist bald da, aber die Regierung lässt sich Zeit. Zuständig ist der Landtag, und der muss erst gewählt werden. Im Frühjahr 1869 lehnt er das Gesuch von Pater Franziskus mit allen gegen eine Stimme ab. Weitere Versuche in anderen Gegenden schlagen fehl. Da erfährt Pfanner, dass seit ein paar Monaten österreichische Untertanen in türkischem Gebiet erwerben dürfen. Sofort reist er nach Bosnien und kauft mit Hilfe des österreichischen Konsuls ein Landgut bei Banjaluka. Am 21. Juni kann er sich mit vier Brüdern und zwei Postulanten inmitten eines Zwetschgenhains in einem Kälberstall einquartieren, der für zwei Monate ihr „Kloster“ ist. Während dieser Zeit stellen sie eiligst ein Notklösterchen her, um bald mit dem regularen Leben beginnen zu können. Auf das Fest Mariä Geburt zieht die kleine Gemeinschaft unter Psalmengesang in die



Abt Franz in Banjaluka, wo er das Kloster Mariastern gründete

neuen Räume ein und erhält gleich einen willkommenen Zuwachs in Eduard Biegner, der als Pater Josef ein treuer Begleiter und wertvoller Mitarbeiter von Pater Franziskus wird.
Pfanner nennt seine Gründung „Mariastern“, um die Klostergemeinde unter den besonderen Schutz Marias zu stellen, und zu Ehren des gleichnamigen Zisterzienserinnenstifts in Sachsen, das 2000 Gulden gespendet hat. Seine Erwartungen drückt der Gründer so aus: „Wie Maria, der Morgenstern unseres Heils, alles mit dem Glanz ihrer Tugenden, ihrer Reinheit und Schönheit überstrahlt und übertrifft und alles vor ihr zurücktreten und vergehen muss, verschwindet durch den Namen Mariastern auch bald der bisherige Name des Dorfes Delibasino selo (Dorf der Tyrannen mit den großen Kappen, gemeint sind Räuber).
Das Kloster genießt sichtbar den Schutz der Gottesmutter. Sofort werden die nötigsten Werkstätten errichtet. Dann geht man mit Eifer an den Bau des definitiven Klosters, zum dem Pater Franziskus die Pläne schon in Agram entworfen hat. Der Pascha von Banjaluka sucht den Bau mit allen Mitteln zu verhindern – oder will er nur Schmiergelder erpressen? Pater Franziskus lässt sich nicht einschüchtern; er reist im ersten Sommer eigens nach Konstantinopel, um seine Rechte durchzusetzen. Im Dezember nistet sich die Gemeinschaft im unfertigen Neubau ein. Einem Pater, der aus Frankreich zu ihnen gestoßen ist, geht es bei dem langen Provisorium nicht regular genug zu und her. Hinter dem Rücken des Gründers überredet er Mitbrüder und Novizen zum Übertritt in ein „richtiges“ Kloster. Er und etliche andere machen sich aus dem Staub, so dass am Neujahrstag 1871 Pater Franz mit drei Novizen allein zurückbleibt. Nun muss es sich zeigen, ob Mariastern dem Willen Gottes entspricht. Der Winter gebärdet sich außergewöhnlich hart. Die vier Männer teilen sich in die nötigsten Arbeiten. Als wären der Prüfungen nicht hart genug, schlägt der Tod dem Bruder Koch den Löffel aus der Hand.

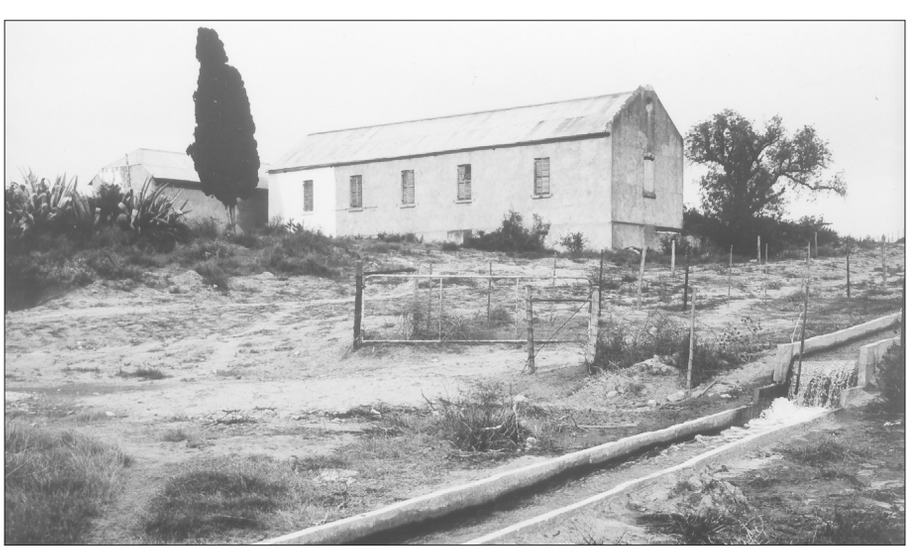
Das Trappistenkloster Mariastern

Mit der Schneeschmelze kehren die meisten Ausreißer reumütig zurück, und bald wird am Kloster eifrig weiter gebaut. Eine Kirchenglocke schmuggeln die Brüder in einem Fass billigen Weins über die Grenze. Das Läuten allerdings können sie nicht verbergen; es kommt dem Pascha zu Ohren, der mehrmals die Entfernung der Glocke verlangt. Aber die ruht nur, günstigere Zeiten abwartend. Eine langanhaltende Trockenperiode benützt Pater Franziskus, um einen weiteren Anlauf zu wagen. Er anerbietet sich, mit allen seinen Leuten, um Regen zu beten; aber zur Unterstützung müsse er die Glocke einsetzen. Der Pascha erlaubt es nur bis zum Beginn des Regens. Bis dahin gewöhnen sich auch die Türken an den Glockenklang. Niemand stört sich daran, dass es nach dem Regen weiter läutet.
1872 nimmt die Trappistenkongregation von Rancé Mariastern in ihren Verband auf. Pater Franz, wie er sich fortan der Kürze halber nennt, wird zum Prior, d. h. zum ersten Oberen des Klosters ernannt. Als solcher murr er jedes Jahr zum Generalkapitel nach Septfons in Frankreich. Auf Wunsch des Bischofs plant er ein Waisenhaus, dessen Führung seine Trappisten übernehmen sollen.
Ein Studienfreund hat Briefe von Pater Franz in einer Broschüre herausgegeben unter dem Titel „Briefe aus dem Vrbastal“. Darin schildert der Prior anschaulich Land und Leute von Bosnien; er und Mariastern werden weit herum bekannt. Der Erfolg ermuntert ihn, eine Werbeschrift zu verfassen; er überschreibt sie: „Sind Sie ein Kaminfeger?“ Die originelle Propaganda bringt dem Kloster großen Zulauf.

Bald denkt Pater Franz an ein weiteres Kloster. Auf einer Reise durch Bosnien entdeckt er in landschaftlich reizvoller Gegend ein schönes Gut eines türkischen Beg. Vom Bischof, der zufällig in der Nähe weilt, leiht er sich 50 Gulden, die er als Anzahlung leisten muss, und kauft das Land. Im folgenden Jahr ändert er den Plan. Hauptkloster und Waisenhaus will er bei Busovac errichten, mit Baubeginn im Jahre 1875; bis dahin soll Mariastern fertiggestellt werden.
Pfanner hat die Ängstlichkeit der Franziskaner unterschätzt, die in Bosnien das Seelsorgemonopol besitzen. Sie argwöhnen, Pater Franz habe das viele Geld für seine Unternehmungen von deutschen Fürsten, die das Land zu unterjochen trachten. Auf Druck seiner franziskanischen Mitbrüder zieht der Bischof die erteilte Erlaubnis zurück und beschwört Rom, das „perpetuum mobile“ namens Pater Franz aus Bosnien abzuberufen und einen anderen Obern zu schicken, mit dem Friede möglich sei. Auf einen deutlichen Wink aus Rom lässt der Prior den Plan eines zweiten Klosters fallen und beschränkt sich auf Mariastern.
Voll Mitleid denkt Pfanner an die Kinder der bosniakischen Bevölkerung. Mit Erlaubnis des Bischofs beruft er barmherzige Schwestern aus Agram, verschafft ihnen ein Heim und hilft bei der Einrichtung von Schulen.
Sorgenvolle Tage erlebt die erfreulich gewachsene Trappistengemeinschaft nach der Annexion Bosniens durch Österreich im Jahre 1878. Ein Türkenaufstand im August bringt das Kloster in höchste Gefahr. Die Insassen verschanzen sich im Hauptgebäude, vergessen aber nicht, ihre Hauptpatronin mit Gebeten zu bestürmen. Am Nachmittag des Festes Mariä Himmelfahrt erreicht sie die erlösende Kunde, die Aufständischen seien endgültig abgezogen. Die Bittgebete münden in jubelnde Danklieder aus. Selten ist das Magnificat mit solcher Inbrunst gesungen worden wie in der feierlichen Vesper dieses Sommerabends.
Dem Waisenhaus wird ein Asyl für Jugendliche angegliedert, wo Schulentlassene Handwerke lernen können. Eine Mühle und allerhand Werkstätten sind vorhanden.
Das großartige Echo auf seine Broschüren ermutigt Pater Franz, eine kleine Handdruckpresse anzuschaffen, um eine Zeitschrift herauszugeben; aber die Regierung verweigert ihm die Erlaubnis. Trotzdem hält er das Weiterbestehen seines rasch aufblühenden Klosterns, das schon 76 Insassen zählt, für gesichert, weshalb er dessen Erhebung zur Abtei beantragt. Darüber hat das Generalkapitel von Septfons 1879 zu befinden. Prior Franz ist zugegen. In der ersten Sitzung wird seinem Wunsch stattgegeben; Pater Franz ist die Abts Würde sicher.

Unter dem Kreuz des Südens

Zum Kapitel erscheint unerwartet Missionsbischof Ricards, der in seinem Vikariat Ostkapland am Südzipfel Afrikas ein Trappistenkloster gründen will. Die Mönche sollen unter den kriegerischen Tembu als Zeichen wirken durch ihr einfaches Leben in Arbeit, Frieden und Gebet, und eine landwirtschaftliche Schule führen. Der Bischof hat eine Farm gekauft und verspricht, die Trappisten zu nähren und zu kleiden, bis sie sich selbst erhalten können, ein verlockendes Angebot. Doch die Äbte reden sich der Reihe nach heraus; der Bischof ist ganz niedergeschlagen. Da erhebt sich Prior Franz und sagt lakonisch: „Wenn keiner gehen will, gehe ich!“ Es ist der 12. September, Fest Mariä Namen. Pfanner kann nicht ahnen, dass sein mannhafter Entschluss die Weichen stellt zur Verherrlichung der Gottesmutter weit im Süden des schwarzen Erdteils.



Dunbrody um 1880

Prior Franz knüpft zwei Bedingungen an seine Zusage: dass 1. seine Mitbrüder in Mariastern die Neugründung billigen, und 2. dass der Bischof von den Schulden Mariasterns 20.000 Gulden übernimmt. Der Prior hat nämlich in letzter Zeit wegziehenden Türken viel Land abgekauft und damit das Kloster beträchtlich erweitert. Das Geld dazu hat er borgen müssen.
Mit Handschlag wird der Vertrag geschlossen; dann reist Pfanner ab, ohne das Ende des Generalkapitels abzuwarten. Seine Mitbrüder daheim sind von seinem Plan begeistert, und die Erhebung Mariasterns zur Abtei fällt dahin.
Die Abreise ist auf Juni 1880 festgesetzt. Bis dahin hat Prior Franz statt der versprochenen zehn Mitbrüder deren 30 beisammen, und es wären ihrer mehr, wenn der Bischof nicht energisch abgewinkt hätte. Der Abschied fällt dem Prior schwerer als der rasche Entschluss auf dem Generalkapitel. Er muss sein Herz losreißen von all dem, was er mühsam aufgebaut hat. Auch die umliegende Bevölkerung, Bosniaken wie Türken bedrücken sein Gemüt mit der Anhänglichkeit, die sie ihm jetzt bezeugen. Seine Gefühle schildert er selbst: „…ich kann sagen, wenn ich je in meinem Leben ein Opfer gebracht habe, so war es das Verlassen meines lieben Mariastern. Dass ich Trappist geworden, das war kein Opfer meinerseits, denn ich war ja herzensfroh, dass der Orden mich schadhaften Mann angenommen hat. Aber mein erstgeborenes Kind – Mariastern – verlassen, das ging mir ans Herz“.

Mariannhill in Südafrika

Am 22. Juni 1880 führt er seine Mannschaft weg, zu sich zwei Laienhelfer gesellen; einer von ihnen ist Buchdrucker. Die Handdruckpresse geht mit. Über Deutschland reist die stattliche Schar nach England, wo sie in einen von Bischof Ricards gecharterten Dampfer umsteigt. Es folgen vier Wochen Seekrankheit und hernach eine gewaltige Enttäuschung. Auf der Farm, die ihnen zugewiesen wird, finden sie wohl brauchbare Wohnräume vor; aber soweit das Auge reicht, prangen nur Disteln und Dorngestrüpp und riesige Kakteen. Der Fluss, aus dem das Wasser für alle Anlagen gepumpt werden muss, ist zu einem armseligen Rinnsal zusammengeschmolzen, weil gerade eine außergewöhnliche Trockenperiode herrscht. Die Niedergeschlagenheit lässt sich von allen Gesichtern ablesen. Trotzdem erklärt Prior Franz am folgenden Morgen feierlich, er weiche nicht zurück. Gleich geht die Mannschaft mit frohem Mut ans Roden, Pflanzen und Bewässern. Dem Namen der Niederlassung, die Ricards nach einer Klosterruine in seiner irischen Heimat „Dunbrody“ genannt hat, setzt Pfanner den Namen der Mutter Gottes voran zu „Maria-Dunbrody“.
Zwei Wochen nach ihrer Ankunft, am Fest Mariä Himmelfahrt, singt er das Lob der Himmelskönigin in einer langen, eindrücklichen Predigt. „Wir preisen heute Maria selig in dieser Einöde, die man passend Maria in deserto (in der Wüste) heißen könnte… Ich will versuchen, meine Brüder, recht fasslich darzustellen, welch mächtige und einflussreiche Rechtsanwältin und Schutzfrau Maria ist…“ Am Schluss weiht er Mönche, Haus und Land und Gottesmutter: „Bringen wir darum unserer Patronin und Advokatin recht vieles dar: unsere Felder und Wälder, unsere Quellen und

Bäche, Gärten und Wiesen, ganz Dunbrody und uns selbst. Zur Sicherheit wollen wir alle diese Besitzungen Maria heute brieflich verschreiben und verbuchen, ja mit ihrem Namen das Klostergut bezeichnen…
Wir aber werfen uns vor ihrem Bildnis nieder und machen folgende Angelobung: O meine Herrin, meine Mutter, meine Patronin und Sachwalterin! Ich empfehle mich dir ganz. Um Dir meine Ergebenheit zu beweisen, opfere ich dir meine Augen, meine Ohren, meinen Mund, mein Herz und mich ganz und gar. Weil ich also dein bin, o gute Mutter, erhalte mich und verteidige mich als deine Sache und deinen Besitz. Lass zu, mildeste Gottesgebärerin, unsere Bitten; lass sie kommen in dein Heiligtum und erhöre sie und bringe uns zurück als Gegengabe die Versöhnung. Durch dich möge Entschuldigung uns zuteil werden für das, was wir durch dich vorbringen. Durch dich möge erwirkt werden, was wir mit treuem Sinn verlangen. Nimm an, was wir dir darbringen: die Berge und Hügel, alles, was auf Erden sprosst und keimt, die Wälder und Bäume, die Quellen und Flüsse und alles, was in ihnen sich regt und bewegt; die Felder, das Getreide und Gras, die Gärten mit den Pflanzen und Blumen, die Ställe mit den Schafen und Ochsen, die Scheuern mit ihrem Inhalt; die Häuser und Zimmer samt ihren Insassen. Nimm an auch mich und schenke uns dafür das, was wir von dir erbitten: Bewahre uns vor dem, was wir fürchten. Deshalb entsage ich allem. Ich nichts Eigenes haben, nichts besitzen und nichts benützen ohne Wissen und Willen meines Obern. Ich will deshalb nicht einmal etwas „mein“ nennen. Nimm an, was wir dir heute weihen. Nimm auch mich selbst an. Erhalte und beschütze mich als deine Sache und dein Eigentum! Eher soll meine Zunge an meinem Gaumen erstarren, als dass ich vergessen will meiner heutigen Angelobung und meines heutigen Versprechens!
„Es segne uns mit ihrem Kinde die Jungfrau Maria. Amen“. Unter den Besitzungen des Klosters finden wir einen Mariaberg, eine Mariawiese, ein Mariafeld, eine Mariaquelle und sogar einen Mariakaktus. Die Trappisten von Maria-Dunbrody haben den besonderen Schutz der Mutter Gottes dringend nötig. Nebst der fürchterlichen Trockenheit, die ihre Pflanzungen vernichtet, wachsen bald Differenzen zwischen den beiden Gründern. Franz will sofort das definitive Kloster bauen, denn die provisorischen Unterkünfte erlauben nur eine begrenzte Zahl von Insassen.

Abt Franz Pfanner OCR

Der Bischof andererseits drängt, dass alle Mann zum Roden und Pflanzen eingesetzt werden, um sich bald selbst ernähren zu können. Da beruft der Prior weitere Mannschaften aus Europa, sehr zum Missfallen des bischöflichen Kostgebers. Zudem stellt sich heraus, dass Bischof und Prior Franz über die 20.000 Gulden für Mariastern entgegengesetzter Auffassung sind. Was Bischof Ricards für ein Darlehen hält, betrachtet der Prior als Ablösesumme. Das Missverständnis ist eine Folge der sprachlichen Schwierigkeiten beim mündlichen Vertragsabschluss. En entspinnt sich ein langwieriger Prozess, der schließlich zugunsten des Bischofs endet. Ganz überraschend wird Prior Franz zum Generalkapitel von 1881 nach Frankreich gerufen. Wegen seiner Differenzen mit

Bischof Ricards will ihn die Ordensleitung in Europa zurückbehalten und durch einen gefügigeren Obern ersetzen, wie sie es dem Bischof etwas übereilt versprochen hat. Doch die Beredsamkeit des Priors überzeugt die versammelten Äbte, so dass sich vorläufig nichts ändert. Ricards allerdings wendet sich in seiner Enttäuschung nach Rom um Hilfe.
Im Bewusstsein, finanziell bald selbst sorgen zu müssen, geht Prior Franz auf Bettelreise durch Deutschland, Österreich und die Schweiz. Jeden Sonntag steht er auf der Kanzel, oft am gleichen Tag an zwei bis drei verschiedenen Orten, was viele Reisen und gute Organisation bedingt. Unter der Woche hält er Vorträge in Versammlungen und Vereinen. Wo man es ihm erlaubt, geht er auf Hauskollekte. So reist er kreuz und quer durch die Lande und muss viel Korrespondenz erledigen, um seine Kreuzzüge zu organisieren. Als Reiseproviant genügen ihm ein Stück Brot und ein paar Äpfel, im Winter Dörrobst. Mit seinem anschaulichen, bilderreichen und begeisternden Wort, mit viel Humor gewürzt, reißt er die Hörerschaft mit. Als Frucht dieser Anstrengungen kann er zwei Gruppen von Postulanten nach Maria-Dunbrody schicken, wodurch die dortige Mannschaft auf 50 Köpfe anwächst. Auf die kritische Lage seiner Gründung angesprochen erwidert er: „Gott hat uns bis jetzt geholfen, und ich vertraue auch für die Zukunft auf seine Hilfe“.
Mitten in dieser aufreibenden Tätigkeit verbietet ihm Rom auf Betreiben von Bischof Ricards die Rückkehr nach Maria-Dunbrody. Die Obrigkeit hat nicht mit der Treue der Besatzung gerechnet, die nicht ohne ihren Prior im dürregeschädigten Land bleiben will. Ende 1882 zieht sie nach Natal an Südafrikas Ostküste, wo ihnen Bischof Jolivet die Einreise erlaubt hat. Er weist den mittellosen Ankömmlingen die verlassene Missionsstation St. Michael zu. Die Ochsenfuhrwerke mit dem Trappistengepäck sind unterwegs zum schwer zugänglichen Bestimmungsort, als Prior Franz aus Europa kommend bei seinen Brüdern eintrifft. Er stoppt die Ochsen und fährt nach Maritzburg, um mit dem Bischof zu verhandeln. Dieser lässt ihm freie Hand; er verbietet nur, im Lande Schulden zu machen und ihn, den Bischof, um Geld anzugehen.
Mit einem erfahrenen Bruder besichtigt Prior Franz in den folgenden Tagen eine große Farm in günstiger Lage und kauft ein schönes Stück davon. Am Stefanstag rückt er mit der Vorhut dort an und am nächsten Mittag trifft die Hauptmacht mit allem Gepäck ein. Die Farm liegt in der Gemeinde Pinetown, ca. 30 km von der Hafenstadt Durban entfernt. Als alle beisammen sind, knien sie auf Geheiß des Obern nieder und küssen im Namen des dreifaltigen Gottes dreimal den Boden, glücklich darüber, dass er ihnen gehört.

Abt Franz unterwegs in Südafrika

Mit ganz anderer Freude als in Maria-Dunbrody gehen die 50 Trappisten hier ans Werk. Aus Kisten und gemieteten Wagendecken entsteht ein Zelt, dann ein Wohnhaus aus Brettern. Es folgen die dringendsten Werkstätten. Gleich von Anfang an stellt Prior Franz die Farm und alle künftigen Bauten mit ihren Bewohnern unter den besonderen Schutz des heiligen Josef. Mit dem Namen der Niederlassung lässt er sich Zeit. Erst im Februar 1883 schreibt er in Nr. 6 von „Fliegende Blätter“ (die ersten vier kamen in Maria-Dunbrody heraus): „Mariannhill ist sein Name. Zur Ehre Mariens müssen alle Klöster geweiht sein. Anna aber ist unsere liebe Großmutter, auf die wir viel halten, und Hill (Hügel) heißt es, weil das Kloster auf einem imposanten Hügel zu stehen kommt, von wo wir unsere ganze Besitzung, die ganze Umgegend und sogar das blaue Indische Meer sehen können. Englisch spricht man es aus Mehrienhill. Hoffen wir, dass aus diesem Mariannhill etwas Tüchtiges werde.“ Dass er damit auch den Namen seiner lieben Stiefmutter sowie seiner echten Mutter und der Großmutter verewigen kann, freut ihn ganz besonders.

Alle Hügel, Täler, Ebenen, Bäche und Flüsse der Farm, die gut 570 ha umfasst, erhalten Namen aus der Heiligen Schrift, aus der Kirchengeschichte oder aus der Geografie der näheren und weiteren Heimat der Mönche. Im Südosten erheben sich vier Hügel namens Libanon, Karmel, Horeb und Tabor. „Von diesen vier alttestamentlichen Bergen gelangt man auf den Maria-Anna-Berg, der von der ganzen Besitzung das Zentrum bildet. Vor sich hat der Maria-Anna-Berg lauter Felder mit neutestamentlichen Heiligennamen. Maria ist der Mittelpunkt zwischen beiden Testamenten. Diese neutestamentlichen Namen stammen von den Hauptpatronen unseres Ordens; wir sehen da nämlich Bernards-, Alberichs- und Stefansfelder, in deren Mitte die Robertsfelder liegen, da Robert als Stifter von Cisterz gilt. Rechts und links von Mariannhill liegen die Josefs- und Annafelder.“
Während seine Mitbrüder wacker arbeiten, fährt Prior Franz im März 1883 nach Europa, um in Rom die Neugründung anzumelden, auf Mariastern zu verzichten und von dort einen letzten Trupp tüchtiger Brüder mitzubringen. Im Auftrag von Bischof Jolivet engagiert er Menzinger Schwestern für Umtata, dass außerhalb der Kolonie Natal liegt, aber zum Vikariat Natal gehört. In Südafrika baut man unterdessen Raum für die Ankömmlinge, mehrere Werkstätten, eine Mühle und durch Stauung des Umhlatusaneflusses den zugehörigen Mühlweiher. Dann müssen Straßen angelegt und Felder bebaut werden. Am 11. Juli kehrt Prior Franz erfolgreich zurück; sein Kloster erhält einen Zuwachs von 34 Personen, und Bischof Jolivet kann sechs Kreuzschwestern für Umtata in Empfang nehmen.

Apostel der Zulu

Die Zulu in diesem Gebiet schauen voll Interesse dem Treiben der schweigenden Mönche zu. In Prior Franz erwacht der Seelsorger. Weit und breit sind keine katholischen Missionare, die sich des Volkes annehmen. Die Trappisten sind eigentlich gekommen, um durch ihr Beispiel zu wirken, die Schwarzen in der Landwirtschaft auszubilden und so den Missionaren den Weg zu bereiten. Aber schon bald denkt Prior Franz an eine Elementarschule. In seinem Auftrag eröffnet ein katholischer Basutobursche den Unterricht für Knaben aus der Umgebung. Weil diese sehr unregelmäßig aus den Kraals herkommen, sieht sich Prior Franz genötigt, sie in Kost und Logis zu nehmen, um einen geregelten Schulbetrieb zu sichern. Rassenschranken lässt er nicht gelten; schwarz und weiß sind in Internat und Schule gleichberechtigt. Einwänden begegnet er mit seiner entwaffnenden Logik und mit Erfahrungstatsachen: „Es ist bekannt, dass man Hund und Katze zusammengewöhnen kann, wenn man sie früh genug zusammenbringt. Warum sollte man nicht auch weiße und schwarze Kinder zusammengeben und zusammengewöhnen können? … Das friedliche und herzliche Einvernehmen zwischen unseren weißen und schwarzen Knaben sieht man am besten beim Spiel. Da sind die schwarzwolligen Köpfe mit den glatt- und blondhaarigen so vermischt, wie die verschiedenfarbigen Bohnen in einem Sack.“

Im Kontakt mit den Einheimischen in Südafrika

Mitte 1884 verdreifacht der Prior den Klosterbesitz durch Ankauf einer weiteren Farm. Er ist bereit, gegen Pinetown zu einzelne Parzellen an weiße Siedler zu verkaufen, damit dort ein Dorf entstehen kann. „Alles andere Land gedenken wir den Schwarzen in Pacht zu geben, dass sie ein schwarzes Dorf bilden, und auf Mary-Anne-Hill sollen die Weißen und die Schwarzen zusammentreffen und einander die Bruderhand geben.“

Zu Weihnachten 1884 tauft Prior Franz in festlichem Rahmen die ersten vier Buben. Daraufhin vervielfacht sich der Andrang zur Mariannhiller-Schule. Von den Buben lernen die Trappisten die Sprache; dann beginnen sie auch Erwachsene zu unterrichten, und auf deren Wunsch gehen sie hinaus, soweit ihr eigener Landbesitz reicht.
Am 26. Januar 1885, nur zwei Jahre und einen Monat nach der Gründung, erhebt Rom Mariannhill zur Abtei. Die Kunde davon gelangt anfangs April nach Südafrika. Prior Franz Pfanner wird einstimmig zum Abt gewählt. Die Weihe verschiebt er wegen Abwesenheit des Bischofs in den Dezember. Schon vorher gibt er dem Drängen der Mädchen nach, die auch in die Schule gehen wollen. Den ersten Unterricht erteilt ihnen Maria Lassak, die Tochter eines polnischen Siedlers, der in Mariannhill als Zimmermann arbeitet. Franz Pfanner bleibt sich aber bewußt, dass es sich nur um eine Notlösung handeln kann. Er muss daran denken, Erziehung und Bildung der schwarzen Mädchen und Frauen endgültig zu regeln. Die französischen Schwestern von der Heiligen Familie genießen in der Kolonie Natal ein Vorrecht; auf Grund eines Vertrages mit diesen Schwestern darf der Bischof keine anderen hereinlassen. Dem praktisch veranlagten und auf körperliche Arbeit sehr erpichten Prior gefallen sie nicht. Da kommt er auf die Idee, Laienhelferinnen anzuwerben. In deutschen Zeitungen erlässt er entsprechende Aufrufe. Der Erfolg überrascht ihn selbst. Sofort melden sich einige Jungfrauen. Die ersten fünf treffen am 1. September in Mariannhill ein, wo ihr Haus noch nicht fertig ist; nur zwei Zimmer haben eine Türe und Fenster. Der Abt verordnet seinen Gehilfinnen einen roten Rock, eine schwarze Mantille und ein weißes Häubchen sowie eine feste Tagesordnung, damit „sie nach außen als Nichtweltleute erscheinen“. Er lässt sie neue Namen und eine Oberin für ihre Gemeinschaft wählen und nennt sie „Missionsschwestern“. Am Fest Mariä Geburt stellt er sie der Öffentlichkeit vor; die Freude der Schwarzen an den Amakosazana (Prinzessinnen) versöhnt diese mit ihrer aufgezwungenen Montur. Die bisherige Lehrerin Maria Lassak schließt sich ihnen an. Kurz vor Weihnachten verdoppelt sich der Kreis durch die Ankunft weiterer ideal gesinnter Töchter aus deutschsprachigen Ländern. Es melden sich so viele, dass Prior Franz mehr als die Hälfte abweisen muss.
Am 27. Dezember kommt der große Tag für Mariannhill. Mit ganz untrappistischem Gepränge wird Pfanner zum Abt geweiht. Das Fest steht wie alle andern im Dienst der Mission. Es soll den staunenden Schwarzen, die von nah und fern zusammenströmen, die Schönheiten des katholischen Glaubens sichtbar machen. Eine Blasmusik und Darbietungen der Schulkinder beleben das Fest. Zu seinem Leitspruch wählt Abt Franz die Mahnung des Völkerapostels Paulus „Laufet so, dass ihr den Siegpreis erlangt.“ Schon bald findet er Gelegenheit, ihn in die Tat umzusetzen. Die feierliche Taufe vor Weihnachten und die Festlichkeiten der Abt Weihe zeitigen einen unerwarteten Erfolg: von allen Seiten kommen Häuptlinge und bitten den Abt, bei ihnen Schulen zu errichten. Weil er anfänglich an ein zweites Trappistenkloster denkt, möchte er es möglichst ferne wissen. Schon im Februar schickt er Kundschafter aus, einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Als er mitten in diesen Vorbereitungen überlegt, was er mit den vielen Töchtern anfangen soll, die sich in seine Schwesterngemeinschaft melden, kommt ihm im März plötzlich „ein ganz nagelneuer Einfall. – Wir lassen uns von Häuptlingen Land geben, dann schicke ich einige Brüder hin, um eine Schule mit Schwesternwohnung zu bauen; dann schicke ich einige Schwestern hin (versteht sich, mit einem Priester). Ein Bruder geht mit, um ihnen den Boden für Mais, Kaffernkorn und Bohnen zu ackern; die Schwestern bearbeiten selbst den Boden mit ihren Schulkindern – und die Mission ist fertig“. Die Erlaubnis des Bischofs setzt er stillschweigend voraus.
Im Mai nimmt er selbst die Peitsche wieder in die Hand – mit mehr Erfolg als vor 50 Jahren. Er kutschiert 200 km weit an die Westgrenze Natals, von wo seine Kundschafter voll Hoffnung heimgekehrt sind. Nach eingehender Prüfung entschließt er sich für einen Platz am Polela, wo viele Schwarze, aber keine Weißen wohnen. Dieser Fluss mäandert in weitausholenden Schleifen durch die Farm, viele Halbinseln bildend. Wegen dieser Auen gibt ihr der Abt den Namen Reichenau. Es soll hier „dasselbe für die heidnischen Schwarzen werden, was Reichenau am Rhein den barbarischen Alemannen und Bayuwaren war: ein Hort der Gesinnung und Christianisierung“. Ein naher Wasserfall bietet seine Dienste an, um eine Mühle zu treiben.
Während Bruder Nivard Streicher, die rechte Hand des Abtes, Ankauf und Besiedlung der Farm vorantreibt, reist er selbst nach Frankreich zum Generalkapitel. Vor der Abreise lässt er seine Mis-

sionsschwestern, die eine Ordensgenossenschaft zu bilden wünschen, Privatgelübde ablegen, die aber nur bis zu seiner Rückkehr gelten. Der Ostküste Afrikas entlangfahrend muss er wegen heftiger Ruhr die Reise in Quilimane abbrechen. Während der Rekonvaleszenz entscheidet er sich zur Rückkehr nach Mariannhill, um dann die normale Route über Kapstadt zu wählen. In diese Zeit fällt das Fest Mariä Heimsuchung (2. Juni). Es weckt in ihm liebe Erinnerungen an Haselstauden, das sein Patrozinium feiert. „Kein Tag im ganzen Jahr," so schreibt er, „scheint mir so idyllisch wie dieser: Maria macht eine Bergtour (übers Gebirge zu ihrer Base) …
Wer das Glück hat, das Brevier zu beten, kommt mit Maria und ihrem Herzensgeliebten nach St. Johann im Gebirge von Palästina. Ist das nicht eine herrliche Exkursion mit Maria, der Himmelskönigin, von der wir mit Recht sagen können: „Deine Stimme ist süß und dein Antlitz holdselig"? Möchten wir einst ihre Einladungsstimme hören, wenn es zum Sterben kommt!"
Auf dem Schiff schreibt der unermüdlich Tätige eine einfache Regel für seine Missionsschwestern und will sie gleich im St. Josefsblättchen veröffentlichen, damit künftige Kandidatinnen wissen, was ihnen bevorsteht. Wegen eines Blatternfalls in Quilimane darf jedoch in Durban niemand aussteigen; nicht einmal die Post wird abgenommen, ebenso in East London. Erst in Port Elizabeth kann der schwer Seekranke Abt an Land, um seine Artikel nach Mariannhill zu senden. Dann reist er weiter um das stürmische Kap der Guten Hoffnung, Europa zu. Im Generalkapitel erwirkt er die Erlaubnis zur Gründung der Niederlassung Reichenau. Werbend und bettelnd zieht er wieder durch die heimatlichen Lande und bringt Mitte Dezember 27 Kandidaten und Kandidatinnen nach Mariannhill, darunter eine Kreuzschwester. Unter ihrer Leitung beginnen seine Missionshelferinnen das Noviziat.
Beim Empfang hält Abt Franz den vielen herbeigeeilten Schwarzen eine Ansprache, die Pater Hyazinth verdolmetscht: „… Ich habe sechs Monate in Europa und auf dem Meer für euch gebetet… Ich habe euch viele schöne Sachen mitgebracht; ihr habt es gewiss schon in der Kirche gesehen... Ich habe in Europa viel von euch gesprochen, wie ihr früher so wild gewesen und wie ihr jetzt anders geworden seid... dass ihr auch die Muttergottes verehrt und nicht anbetet, dass ihr gut den Unterschied zwischen Anbeten und Verehren versteht. Ich habe erzählt, aus den Schwarzen könne man alles Gute machen: es sein ein gutes Holz, aber bis jetzt seien nicht die rechten Meister für dieses Holz gekommen; … Zuletzt bin ich zu dem großen, großen Bischof in Rom gegangen… Ich habe ihm erzählt von den Schwarzen in Mariannhill und er hat sich ungemein gefreut über die hiesigen Christen…"
Materialtransporte nach Reichenau dauern zehn bis zwölf Tage. Um die Brüder nicht immer im Freien übernachten zu lassen, denkt der Abt an Ausspannplätze, die zugleich der Mission dienen. Jede folgende Neugründung erhält den Namen eines Marienwallfahrtsortes in Europa. Den Anfang macht Einsiedeln, Richtung Reichenau eine Tagesreise von Mariannhill entfernt. Im „Vergissmeinnicht", in dem Abt Franz um die 800 Pfund bettelt, die er für den Platz bezahlen muss, schreibt er: „Wir haben diese Station Einsiedeln genannt, in der Hoffnung, es mögen von diesem Orte Kultur und Christentum sich so rasch ausbreiten, wie es von dem weltberühmten Einsiedeln in die Schweizer Berge ausging. Vielleicht findet sich jemand von den unzähligen Einsiedler Wallfahrern, der zur Danksagung erlangter Gnaden ein neues Einsiedeln in den Bergen von Natal zu stiften sich angezogen fühlt."
Am 7. März, Fest des heiligen Thomas von Aquin, weiht der Abt die „Mühle" ein, d. h. das Industriegebäude mit der Druckerei, die den Namen des Tagesheiligen erhält. Eine Schnelldruckpresse sorgt dafür, dass die Zeitschriften mit wachsender Auflage und Bücher in verschiedensten Sprachen rechtzeitig erscheinen.
Am Karsamstag traut Abt Franz in Mariannhill acht schwarze Paare und tauft 70 ihrer Volksgenossen. Anfangs Mai kauft er beim Bahnhof von Pinetown, dem Städtchen, auf dessen Gebiet das Kloster steht, einen Platz für eine Schule, die er den Schwestern übergibt. Loretto nennt er diese Missionsstation, weil das erste Gebäude ein Blechhaus mit Küche und drei Zimmern ist, das er einem wegziehenden Farmer abkauft und hin transportieren lässt. Den vorderen Teil laden seine Brüder auf einen niedrigen Steinkarren; am Hinterhaus montieren sie Räder. Einen Monat später gründet der Abt Mariathal (nach dem Wallfahrtsort Marienthal im Elsass benannt), etwa in der Mitte zwischen Mutterhaus und Reichnau. Am Fest Mariä Himmelfahrt kann Bischof Jolivet in Mari-

annhill 140 Personen firmen. Ende August packt Pfanner wieder eine günstige Gelegenheit beim Zopf. Eine Farm wird ihm spottbillig angeboten, zwar abseits der Route nach Reichenau, aber nahe bei Mariathal, mit viel Wald und Wasser und mildem Klima.

Mariathal

Er kauft sie mit geborgtem Geld. Dann setzt er in seine Zeitschrift, wer zuerst die Summe spende, dürfe den Namen bestimmen; er schlage Kevelaer, Muttergotteswallfahrtsort im Rheinland, oder Tschenstokow in Polen vor. Das Rennen macht ein Bayer; er wünscht Ötting, nach dem Marienheiligtum Altötting in seiner Heimat. Und schon sind wieder Trappisten auf Erkundungsfahrt, um weitere Missionsplätze zu ergattern, denn Abt Franz will das Eisen schmieden, solange es glüht.

Im Oktober dieses Jahres 1887 entsteht eine weitere segensreiche Institution. Der Gründer berichtet darüber: „Schon früher habe ich gesagt, dass wir nicht bloß unsere Kinder-Institute, sondern alle Klostergebäulichkeiten unter den Schutz des heiligen Josef gestellt haben. Ich möchte aber, da er der Patron der ganzen Kirche, also Allerweltspatron ist, ihm noch mehr zu tun geben... Nachdem ich seiner Obhut schon die anvertraut habe, möchte ich ihm heute auch noch die kaffrischen Weiber anhängen. Wenn er sich ihrer nicht annimmt, weiß ich nicht, wohin diese geraten.“ Pfanner meint ein Haus für Frauen aus polygamen Familien, deren Mann sich taufen lässt; dabei darf er nur eine seiner Frauen behalten. Ist für die Frauen gesorgt, die er entlassen muss, wird ihm die Bekehrung erleichtert; so denkt der Abt. Das Haus nennt er „Weibertrost“, die Leitung überträgt er seinen Schwestern. Am 5. Oktober 1887 treten die ersten fünf Frauen ein. Gleichzeitig meldet sich ein schwarzes Mädchen zu den Schwestern. Es hält aber nicht durch; die Zeit dafür scheint noch nicht reif zu sein.

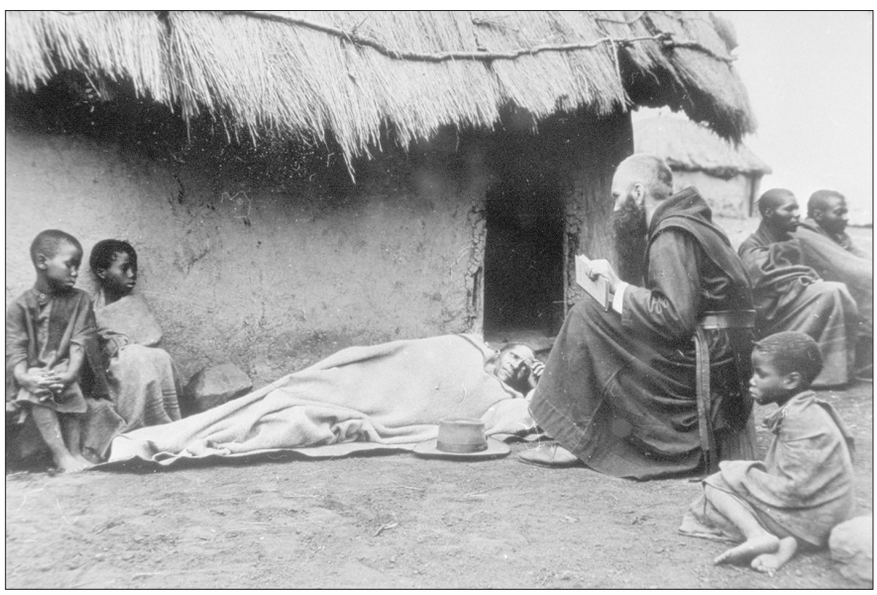
Mehr Glück hat der Abt mit schwarzen Priesterkandidaten. Den ersten schickt er im November 1887 zum Studium nach Rom, von wo er elf Jahre später als Priester und Doktor der Theologie heimkehrt. Drei weitere erreichen ebenfalls das Ziel; einer stirbt in Rom.

Am 9. Oktober kleidet Abt Franz Trappisten und Schwestern gleichzeitig ein zum Zeichen, dass beide am gleichen Strick ziehen, wenn auch auf verschiedene Weise. Dabei erklärt er: „Wie das weibliche Geschlecht in der Mutter Gottes eine große Rolle gespielt hat und fortspielt im Erlösungswerk Christi, so sollen auch die Schwestern einen großen Anteil am Bekehrungswerk der Schwarzen haben – wir Männer allein bringen es nicht fertig... Wir verfolgen den männlichen Zweck: die Missionierung der Eingeborenen. Der Unterschied ist nur dieser: wir sind fest oder immobil, die Schwestern mehr mobil... Ihr Schwestern seid hierhergekommen bloß für die Mission, ist sollt ganz ausschließlich für sie leben; deshalb bedeckt das rote Kleid, das an die feurige Liebe und an das kostbare Blut Christi erinnert, euren Leib ringsum.“ Damit erklärt der Abt sein Missionsprogramm: die Schwestern sollen den Trappisten, die durch die strengen Ordenssatzungen in der Mission stark behindert sind, jede nur mögliche Aufgabe abnehmen.

In zwei Gruppen legen die Schwestern am 15. Oktober und an Allerheiligen erstmals öffentlich Gelübde in die Hände ihres Stifters Abt Franz ab. Am 4. November segnet dieser den Grundstein für eine neue Kirche in Mariannhill, denn die erste ist zu klein geworden. Weil die Bauequipen auf den Missionsstationen alle Hände voll zu tun haben, stellt man die Kirche nicht auf den Hügel, der einmal das Kloster tragen soll, sondern zu den provisorischen Gebäuden an dessen Fluss. Aus selbstgebrannten Ziegeln solid gemauert soll sie später Schwesternkirche werden, wenn das Trappistenkloster vollendet ist.

Im Advent 1887 reist Abt Franz auf Einladung des apostolischen Präfekten von Nordtransvaal nach Pretoria, um die Rettung der dortigen Stämme zu besprechen. Der Klosterrat lehnt wegen der ungeheuren Entfernung diese Mission ab, doch der Abt bringt es nicht übers Herz, dem Bischof den negativen Entscheid mitzuteilen. In seiner Not erlässt er im „Vergissmeinnicht“ einen flammenden Aufruf an die Christen in Europa, dem bedrängten Volk zu Hilfe zu kommen. „Wie viele Tausende stehen einander in Europa auf die Zehen, weil sie keinen Platz mehr nebeneinander haben; aber doch, lieber versiecht man und verschimmelt in Europa, als dass man sich in einer Mission nützlich machen wollte.“ Er redet allen ins Gewissen, ohne Ansehen des Berufes oder Standes. Allen bietet er Gratis Kost, Logis und Kleidung, nur keinen Lohn, und die Reise muss jeder selbst bezahlen. So groß wie bei seinen Schwestern ist der Erfolg längst nicht; immerhin folgen einige Ehepaare seinem Ruf.

Am Neujahrstag 1888 brechen Abt Franz und Bruder Nivard mit dem Spider (Spinne = hochrädriges, breitbeiniges Gefährt mit kleiner Kabine) zu einer Reise ins Griqualand (ca. 150 km südwestlich von Mariannhill) auf, wo ein Komplex von 15 Farmen feilgeboten wird. Zwei Tage lang fahren sie kreuz und quer darauf herum, alles genau inspizierend. Hier gibt es guten Ackerboden, schöne Viehweiden, viel Wald und genug Wasser. Im Geist sieht der Abt ein zweites Trappistenkloster entstehen, das alles besitzt, was die Mönche zu ihrem einfachen Leben brauchen, und erst noch Mariannhill mit Getreide und Holz versorgen kann. Während die Verhandlungen laufen, erwirbt Abt Franz im Mai einen weiteren Platz an der Route nach Reichenau. Er benennt ihn nach dem Wallfahrtsort Kevelaer im Rheinland. Der Komplex in Griqualand wird im Herbst besiedelt und erhält den Namen Lourdes.



Sorge um die Menschen

Im „St. Josefsblättchen“, das der Abt in unregelmäßiger Folge herausgibt, regt er einen Einfachheitsverein an mit dem Zweck, das durch ein bescheidenes Leben Ersparte für die Mission zu spenden. Das Echo bleibt aus. Ein klein wenig mehr Erfolg hat er mit seinem Aufruf an Weltpriester in der Heimat, sich für die Mission zeitweise oder auf immer zur Verfügung zu stellen. Mit seinen vielen Schwestern konnte er manche Missionsstation eröffnen, falls er dafür Priester fände; die Trappisten haben deren zu wenig.

Im April 1888 wird der scheinbar unverwüstliche Abt ernstlich krank. Er zieht sich in die ruhige Station Einsiedeln zurück, wo man einige Zeit um sein Leben bangt. An einem Maisonntag besucht ihn Schwester Philippine, die Lehrerin von Mariannhill. Abt Franz schickt sie gleich weiter nach Reichenau, damit sie dort die Schule übernehme. Am Herz-Jesu-Fest beginnt die Gemeinde von Mariannhill eine Novene für den schwerkranken Obern. Kurz nach deren Ende kehrt er wiederhergestellt ins Kloster zurück, wo er mit Jubel empfangen wird. Sein erster Gang führt ihn zu einem Te Deum in die Kirche. Am Fest Peter und Paul kann er 90 Katechumenen taufen.

Am Vortag von Mariä Himmelfahrt lässt Abt Franz einen Ausspannplatz auf dem Weg nach Durban kaufen. Diesmal denkt er bei der Benennung an seine engere Heimat: „Ich gab dem Platz einen Namen, der für eine Missionsstation und für einen Ausspannplatz gleich gut passt, nämlich Rankweil. Rankweil ist der größte Wallfahrtsort in Vorarlberg und der Muttergottes geweiht... Rankweil passt aber auch gut zur Bezeichnung des Ausspannplatzes, weil da unsere Wagen ränken (einen Rank machen) und weil sie eine Weile dort bleiben (weilen)!“

Drei Wochen später erwirbt er eine Farm in einem Gebiet, das dicht von Schwarzen besiedelt ist, von Reichenau, Kevelaer und Lourdes je 40 bis 50 km entfernt. Diese Neugründung nennt

Baumschule in Czenstochau

er Czenstochau, denn, so schreibt er: „Czenstochau ist bekanntlich der größte und berühmteste Wallfahrtsort der Polen und liegt in Russisch-Polen. Ich lasse aber den Namen zur leichteren Aussprache für Engländer einfacher schreiben, nämlich Centocau oder Centocow, damit die englischen Postbeamten mir nicht die Füße abfluchen. Ich bin nun begierig, welcher Slawe der Stifter dieser Station sein wird. Schon haben wir ein herrliches Gemälde der Mutter Gottes von Czenstochau von einem eifrigen Verehrer derselben zugeschickt bekommen“. Das Echo aus Polen bleibt aus. Ein Jahr später mahnt der Abt nochmals eindringlich: „Da sich von Polen niemand zur Gründung der Station meldete, gründete ich eine Station in der Hoffnung, wenn der polnische Name erklinge, werde sich der polnische Stifter mit den 100 Pfund schon melden. Ich gab der Station den Namen Czenstochau... Soll das die Leute in Czenstochau nicht mächtig antreiben, dem Czenstochau in Afrika zu Hilfe zu eilen?... Wäre das zu viel, wenn Czenstochau in Südafrika ganz und gar allein von Polen gegründet und unterhalten würde?... Einst wollen und hoffen wir, einander in ewiger Freude sehen zu dürfen in der Stadt Gottes, in der langgestreckten Trappistenstraße, in der Czenstochau und Mariannhill verzeichnet sind und zur Verherrlichung Mariens prangen werden!“

Geld hat Abt Franz fast nie. Aber er vertraut grenzenlos auf die Spendenfreudigkeit seiner Wohltäter und vor allem auf den heiligen Josef. Wenn ihm bange werden will vor dem Berg von Rechnungen auf seinem Schreibtisch, ruft er den heiligen Josef an. Und wirklich, er wird nie enttäuscht. „Ich habe den besten, reichsten und freigebigsten Bankier“, sagt er, „er lässt mich nie lange betteln und überlegt nie lange, ob und wieviel er geben soll. Er gibt sofort mit vollen Händen wie einst Josef von Ägypten.“

Im September gibt Abt Franz seinen Entschluss bekannt, Halbtrappisten aufzunehmen. Damit hofft er, weitere Helfer für die stets wachsende Missionsarbeit zu gewinnen. Männer jeglichen Alters, denen die Trappistenregel zu schwer erscheint, sollen eine Vereinigung bilden mit milderen Satzungen als seine Mönche sie beobachten. Er entwirft eine einfache Regel, ähnlich der ersten für die Schwestern, mit den nötigen Anpassungen. „Jetzt, glaube ich, hat niemand mehr eine Ausrede“, schreibt er; „solche Missionäre bilden eine Art Halb-Trappisten und können der Mission sehr viel nützen, weil sie beweglicher sind. Sie bilden gleichsam die leichte Kavallerie, die auf den Vorposten stehen, während wir Trappisten mehr im Hauptquartier oder im Innern der Festung arbeiten und als stumme Fouragiere die Verpflegung für die äußeren Forts liefern...“ Seine Hoffnung erfüllt sich nicht. Das Verlangen, einem berühmten Orden anzugehören, treibt die meisten Kandidaten zu den Trappisten. Nur wenige melden sich zu den „Franzinern“, wie der Abt sie zu Ehren des heiligen Franz von Assisi nennt. Wohl oder übel muss er seine Mönche in der Mission einspannen.

Im November 1888 begeht Mariannhill mit seinen 170 Trappisten und über 200 Schwestern drei Tage lang das silberne Professjubiläum des Gründers und Obern. Eine stattliche Gemeinde von schwarzen Neuchristen bejubelt in freudiger Mitfeier ihren hochverehrten Nkosi (Herr) mit dem roten Bart, für sie der Inbegriff von Schönheit. Hätte das vor 50 Jahren der Wendel gewusst! Auf Wunsch des Jubilaren werden diese Tage zu einem Missionsfest. Am Samstag steht die Taufe von Katechumenen aus Reichenau im Mittelpunkt, am Sonntag ein Pontifikalamt mit mehrstimmiger Messe und brausendem Te Deum. Nach der Pontifikalvesper bieten die Schulkinder ein Festspiel, ein Weihnachtsoratorium mit lebenden Bildern. Am Montag ist wieder feierlicher Gottesdienst; dann folgen Gedichte, Lieder, Glückwunschadressen. Zwei Bischöfe und andere hohe Gäste verstärken durch ihre Anwesenheit den Glanz der Festlichkeiten.

Am nächsten Tag wählt Abt Franz einige Schwestern aus, um sie nach Europa zu schicken, wo sie in Neuss ein Probehaus eröffnen. Darin können die Kandidatinnen geprüft werden und sich ins Ordensleben eingewöhnen, ehe sie die weite Reise nach Südafrika unternehmen.
Unglaublich ist die Schaffenskraft des hageren Mannes. Souverän leitet er die beiden großen Gemeinschaften der Trappisten und der Schwestern mit den von ihnen geführten Schulen und Missionsstationen. Er gibt zwei Zeitschriften heraus, das „Vergissmeinnicht aus Mariannhill“ und das „St.Josefsblättchen“. Von 1889 an erscheint jährlich ein Missionskalender. Die beiden ersten Nummern sind fast vollständig vom Abt selbst verfasst. Auch lange Artikel für verschiedene Zeitungen fließen aus seiner flinken Feder. Daneben empfängt er viele Besucher, die das berühmte Trappistenkloster sehen wollen. Trotzdem fehlt er nie beim Chorgebet, das bei den Trappisten einen großen Teil des Tages in Beschlag nimmt. Er ist immer einer der ersten, wenn die Glocke um 03.00 Uhr die Mönche zum nächtlichen Gotteslob in die Kirche ruft.

Der Mariannhiller Kalender

Am 10. Februar 1889 weiht der Abt das Josefshaus ein, das Heim für Burschen, die der Internatsschule entwachsen. Sie werden in Handwerken unterrichtet und können mit ihrer Arbeit das Geld für die Ochsen verdienen, die sie vor der Heirat ihrem Schwiegervater abliefern müssen, ein Brauch, gegen den Abt Franz erfolglos ankämpft. Ein entsprechendes Institut für Mädchen ist im Bau. Seine Einweihung erfolgt am 1. Mai. In der Eröffnungsansprache redet Abt Franz die Mädchen an: „... Ich meine, es soll heißen „Marienhaus“ ... Sooft ihr die Treppe heraus- oder hineingeht, sollt ihr daran denken, dass ihr Maria nachahmen sollt. Maria ist die unbefleckte Jungfrau, die liebliche Mutter, die Königin der Jungfrauen... Ihr sollt das an ihr nachahmen, was euch möglich ist: Ihr sollt sein wie Maria, zurückgezogen und arbeitsam... Das Marienhaus dient dem Zweck, brauchbare Mädchen und eheliche Gehilfinnen heranzubilden. Erfüllen beide Häuser, das Marien- und Josefshaus ihren Zweck, dann erwächst aus diesen das wahre Christentum.“ Der Abt erwartet von der ersten Christengeneration keine Ordensleute; doch weist er keinen ab, der darum bittet. Gerade um diese Zeit nimmt er einen Schwarzen ins Noviziat der Trappisten auf; in der Folge zeigt sich dieser der strengen Lebensweise nicht gewachsen.
Gegen Jahresende weicht Pfanner einmal von seiner gewohnten Methode ab. Er eröffnet die Mission in einer Mietwohnung in der weiteren Umgebung von Ladysmith, die dortige gute Stimmung ausnützend. Josefsheim nennt er diesen Platz, um Marias Bräutigam, den er ebenfalls hoch verehrt, ein Denkmal zu setzen. Im folgenden Jahr 1890 erlaubt ihm eine Spende aus Böhmen den Kauf einer Farm in der Nähe. Auf Wunsch des Wohltäters entsteht dort Maria Raschitz. Im gleichen Jahr gibt der Abt dem mehrmaligen Drängen des Bischofs nach und übernimmt St. Michael. Diese Station seit 1856 bestehend, ist unverkäufliches Regierungsland. Aus Personalmangel ist kein Priester dort, nur ein Verwalter.

Prüfungen

Die Gunst der Zeit nützend hat Abt Franz ein Netz von Missionsstationen über einen Teil von Natal gelegt. Überall treiben Schwestern und Trappisten die Mission voran. Aber noch immer hat er zu wenig Personal, vor allem Priester. Für die Ausbreitung des Gottesreiches setzt er alle irgendwie verfügbaren Kräfte ein. Selbst aus den Reihen der schwarzen Neuchristen rekrutiert er Laienhelfer

und -helferinnen. Er scheut sich auch nicht, Novizen hinauszusenden; das Heil der Seelen geht ihm über das Ordensrecht. Doch an der strengen Disziplin hält er eisern fest, sehr zum Missfallen seiner Missionare, die sich Erleichterungen wünschen und mit der Zeit sogar fordern. In dieser Auseinandersetzung Hilfe suchend lädt er Bischof Jolivet zu einer Aussprache mit den Missionaren ein Er selbst bleibt der Versammlung fern, um allen volle Redefreiheit zu garantieren. Die Konferenz kommt fast einstimmig zu dem Urteil, die Strengheiten des Trappistenlebens seien unvereinbar mit der Missionsarbeit, die vom Abt gewährten Dispensen ungenügend.
Pfanner ist enttäuscht; er hat vom Bischof Schützenhilfe erwartet. An seinen Verordnungen hält er fest, will aber die Streitfrage dem Generalkapitel vorlegen, das nach dem Weißen Sonntag 1891 in Rom tagt. Als er in der Berichterstattung erwähnt, welche Erleichterungen er den Missionaren erlaubt hat, entsteht ein Tumult. Pfanner beruhigt die Gemüter mit der Forderung nach einem Visitator für Mariannhill. Ein solcher hat zu prüfen, ob das Leben der Mönche und die Einrichtungen des Klosters der Regel entsprechen. Das Kapitel betraut Abt Franziskus Strunk von Oelenberg mit der heiklen Aufgabe und streicht die von Pfanner erteilten Dispensen.
Der Mariannhiller Abt unternimmt anschließend eine Werbetour und kehrt erst am 5. Januar 1892 nach Mariannhill zurück. Mit ihm reisen der Visitator, elf Schwesternkandidatinnen und 39 Postulanten, die Trappisten werden wollen. Abt Franz will sofort die Missionsstationen besuchen, die er ein Jahr lang nicht mehr gesehen hat. Er gelangt nur bis Einsiedeln; dort packt ihn ein heftiges Fieber, vermutlich die einst in Rom aufgelesene Malaria, die seinen von der Seekrankheit geschwächten Körper 43 Tage gefangen hält und zeitweilig an den Rand des Grabes bringt. Unterdessen visitiert Abt Strunk Mariannhill und die Filialen und schreibt dann die sogenannte „Visitenkarte“, d.h. den Bericht, in dem er Mängel rügt und Verbesserungen anordnet. Da er in wichtigen Punkten anders denkt als Abt Franz, will er diesen umstimmen, ehe er seine Verordnungen in Druck gibt. Vor allem möchte er die Ausdehnung der Mission stoppen und den Missionaren ein Mitspracherecht sichern. Er sucht den kaum Genesenen in Mariathal auf, um ihn für seine Pläne zu gewinnen. Abt Franz wehrt sich mit Händen und Füßen gegen alle Eingriffe in seine Missionsstrategie und die Beschneidung seiner Machtbefugnis. Weder gütiges Zureden noch Drohungen beeindrucken ihn. Als ihm die täglichen Vorhaltungen zu lästig werden, flüchtet er nach Reichenau. Der Visitator muss ohne ihn fertig werden. Erst als seine Verordnungen im Kapitelsaal verlesen werden und damit Gesetzeskraft erlangen, unterwirft sich Abt Franz, und der Oelenberger Abt scheidet in Minne von ihm.

Abtskreuz von Franz Pfanner

Pfanner gibt sich nicht lang Mühe, nach den neuen Bestimmungen zu regieren; er hält viele davon für schädlich und macht kein Hehl daraus. Der Visitator hat im nächsten Generalkapitel Bericht zu erstatten und die Visitenkarte vorzulegen. Zu dieser Versammlung müssen alle Klöster einen Vertretet schicken. Weil Abt Franz in seinem geschwächten Zustand keine Seekrankheit riskieren darf, wählen die Mönche von Mariannhill den Novizenmeister Pater Amandus Schölzig zu seinem Vertreter. Das Kapitel beginnt am 1. Oktober 1892.
Am 12. Dezember trifft Pater Amandus spät abends wieder in Mariannhill ein. Am nächsten Tag überreicht er seinem Oberen dicke Post aus Rom: Abt Franz ist auf ein volles Jahr, von diesem Tag an gerechnet, vom Amt suspendiert. Er muss für diese Zeit alle Geschäfte Pater Amandus übergeben und nach Rom kommen oder sich auf eine entfernte Missionsstation zurückziehen. Er soll überlegen, ob er nach Ablauf der Frist die Visitenkarte einhalten will; andernfalls wird er abge-

setzt. Eine eventuelle Abdankung wird im Voraus abgelehnt. Jeglicher Verkehr mit Trappisten und Schwestern, mündlich und schriftlich, ist ihm strengstens untersagt, ebenso jede Veröffentlichung. Pfanner unterwirft sich widerspruchslos. Vor dem Morgengrauen des folgenden Tages macht er sich auf nach Lourdes, der entferntesten Missionsstation. Auf der Durchreise in Einsiedeln rastend sucht er Trost bei der schwarzen Madonna, vor der er lange unter Tränen betet. Zum Zeichen seiner totalen Entäußerung hängt er ihr sein Abtskreuz um den Hals und steckt ihr den Siegelring an einen Finger. Ausgestoßen und der Ehre beraubt fühlt er sich ihrem göttlichen Sohn im Leiden vereint.

Gestärkt und aufgerichtet geht er in die Verbannung. In Lourdes betätigt er sich als Holzspalter wie einst als Novize in Mariawald. Bei der Arbeit sinnt er auf Mittel und Wege, die Zeit abzukürzen, für die er zu Untätigkeit und Schweigen verdammt ist. Er sieht eine Lösung in der Abdankung, obwohl das Generalkapitel sie unmöglich machte. Trotzdem probiert er es. Bald darauf besucht ihn Pater Amandus, den das Generalkapitel zum Administrator Mariannhills und seiner Missionen bestellt hat. Auch ihm bereitet die Visitenkarte große Probleme. Diese will er persönlich in Rom vorbringen und dabei die sofortige Wiedereinsetzung seines suspendierten Oberen in alle seine Befugnisse beantragen. Am 28. Februar 1893 reist er ab. Unterdessen bleibt Abt Franz nicht müßig. Nach all dem Vorgefallenen beschleicht ihn die Furcht, die Missionare könnten sich mit den Stationen vom Mutterhaus trennen. Wäre dann dieses noch lebensfähig? Er glaubt es nicht. Für diesen Fall möchte er von der riesigen Lourdesfarm einen Teil dem Mutterhaus zueignen, um den Nachschub an Getreide und Holz zu sichern. Während man in Rom über seine Zukunft entscheidet, stapft er im Capanetal herum und wählt die für seine Pläne geeigneten Gebiete aus.

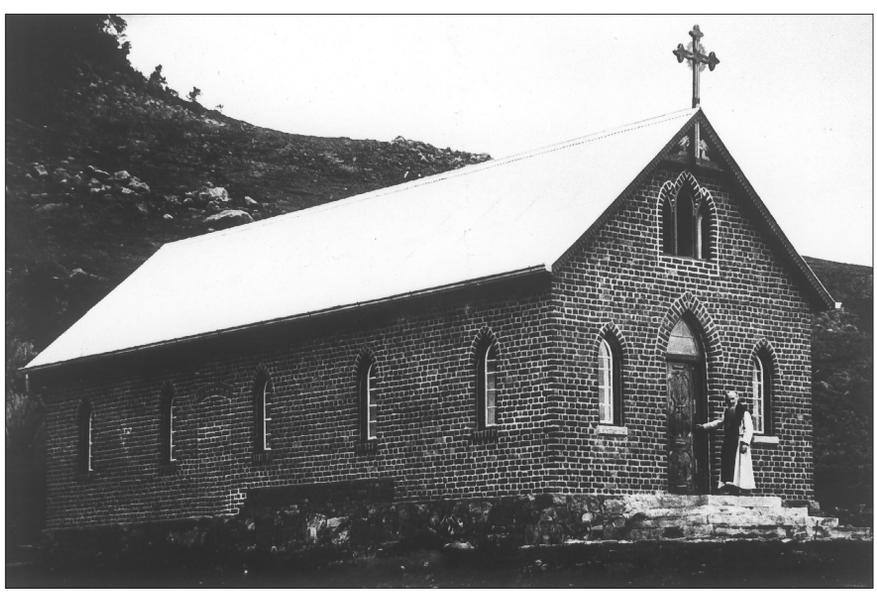
Am 2. Mai kommt endlich ein Telegramm. Mit zitternden Händen reißt der Abt es auf – und lässt es enttäuscht sinken. Es enthält nur die knappe Aufforderung, nach Rom zu kommen. „Kommen unmöglich“, kabelt er zurück. Am nächsten Posttag erklärt er brieflich, dass eine Reise mit der üblichen Seekrankheit einem Selbstmord gleichkäme. Er weiß nun, was es geschlagen hat. Der Plan von Administrator Amandus ist gescheitert, aber auch die Abdankung verweigert. Die lästige Wartezeit geht bis im Dezember weiter. Bald schwirren Gerüchte, Abt Strunk komme als Oberer nach Mariannhill. Nun macht Pfanner kurzen Prozess. Er erklärt sich zum resignierten Abt und begibt sich auf die Abschiedsreise über alle Missionsstationen, ohne sich Rechenschaft zu geben, in welche Verlegenheit er Trappisten und Schwestern bringt; das Verbot jeglichen Verkehrs mit ihm ist ja nicht aufgehoben. So geschieht es, dass er in sein Eigentum kommt und nicht aufgenommen wird. Auf Pfingsten meldet er sich im Mutterhaus an; doch der Prior lässt ihn nicht an der Bahn abholen. Im Dunkeln marschiert er eine Stunde zum Kloster und übernachtet im Gästehaus der Schwestern. Erst als er dem Prior erklärt, dass sein Besuch kein Staatsstreich sei, sondern dem Lebewohl diene, darf er im Kapitel eine Rede halten, „seine Leichenrede am eigenen Grab“, wie er sagt. Dabei rät er eindringlich, einig zu sein und nicht Kloster und Mission voneinander zu trennen. Die Schwestern ermahnt er, sich nicht in Chor- und Arbeitsschwestern aufzuspalten. Überall, wo er hinkommt, leitet er Abbitte und bietet den Friedenskuss an. Dann kehrt er nach Lourdes zurück und hält Ausschau nach einem Alterssitz. Gern übernähme er eine leichte Seelsorgestelle in Ostkapland; aber Bischof Ricards befürchtet von dem immer noch unternehmungslustigen Resignant neue Unannehmlichkeiten. Nun wendet Pfanner sein Interesse der neuesten Missionsstation Mariazell am Fuß der Drakensberge zu. Pater Amandus hat sie auf Anraten von Bischof Jolivet kaufen lassen, weil sie missionsstrategisch günstig liegt. Den Kauf hat Bruder Nivard, als Engländer verkleidet, bei einer Versteigerung getätigt. Rom hat den Erwerb gebilligt, aber die Besetzung der neuen Station untersagt. Administrator Amandus kann deshalb dem ungeduldig drängenden Abt die Freude nicht bereiten, die er ihm gern gönnen möchte.

Unterdessen macht sich dieser anderswie nützlich. Er betreut Ötting, das wegen Priestermangel verwaist ist. In der freien Zeit hilft er bei der Anlegung von Straßen und Wegen. Im November unternimmt er mit einem deutschen Farmer von Reichenau aus eine waghalsige Bergtour. Dabei werden die beiden von einem heftigen Gewitter überrascht. Da sie im Dunkeln den gefährlichen Abstieg nicht wagen dürfen, übernachten sie in den Felsen. Während Trappisten und Schwestern auf Befehl der Ordensleitung von ihrem gemaßregelten Obern keine Notiz nehmen, wird dieser von weltlichen Behörden geehrt. Er hat sein Schulsystem, das der Erziehung zur Arbeit den Vor-

rang vor theoretischem Wissen einräumt, in Zeitungsartikeln verteidigt. Nun übernimmt die Regierung manche seiner Vorschläge und erklärt sie in der Kolonie Natal für verpflichtend.
Bei einem Besuch des Administrators Amandus bei Abt Franz vereinbaren die beiden, vom Lourdeskomplex einen Zipfel für den Resignat abzuschneiden, auf dem er sich einrichten kann, wie es ihm gefällt; das Personal darf er selbst aussuchen. Er wählt einen Bruder und sieben Schwestern. Während der Vorbereitungen in Lourdes, die ihm viel zu langsam vorkommen, verschwört sich auch noch der Himmel gegen ihn. Langanhaltender Regen behindert die Arbeiten, und dann lässt ein schweres Gewitter den Capane so anschwellen, dass er über die Ufer tritt und die Mühle verwüstet. Nun müssen alle verfügbaren Kräfte zu ihrer Instandstellung eingespannt werden, um das tägliche Brot zu sichern.

Letzte Station

Es dauert lange, bis die Thronfolge in Mariannhill geregelt ist. Pater Amandus Schölzig, von der Gemeinschaft gewählt und vom Generalkapitel approbiert, sträubt sich, die Abtswürde auf sich zu nehmen. Aber die Generalleitung gibt nicht nach, und so willigt er schließlich ein; der Amtsantritt soll im April 1894 stattfinden. Abtresignat Pfanner präsentiert ihm dazu ein Geschenk eigener Art: Eines Tages erfährt er in Lourdes, Cecil Rhodes, Primeminister von Kapstadt und Gründer Rhodesiens, weile in Kokstad. Der Abt reitet eine Tagesreise dorthin, muss jedoch erfahren, dass der Staatsmann nach Süden weitergereist ist. Pfanner leiht sich zwei Pferde und einen Wagen und setzt ihm nach. In Mount Ayliff holt er Rhodes ein, der sich bereits zurückgezogen hat. Um nicht umsonst so weit gereist zu sein, beharrt er ungestüm auf Einlass. Nach einer kurzen Unterredung verlässt er das Schlafgemach mit der Zusicherung, in Maschonaland (Rhodesien; heute Zimbabwe) eine Farm für Missionszwecke zu erhalten.



Abt Franz vor der Kirche in Emaus

Am 24. April wird Pater Amandus als Abt von Mariannhill installiert. Sein Vorgänger Abt Franz zieht am gleichen Tag in Begleitung von Bruder Xaver mit einem Ochsenwagen von Lourdes fort nach Shimpersneck hinauf, zu jenem Teil der Farm, den er sich als Alterssitz auserwählt hat. Diese letzte Station seines bewegten Lebens nennt er Emaus. Er stellt ein einfaches Zelt auf, um für die ersten Nächte Schutz zu finden. Die nächsten Tage sind die beiden Pioniere mit dem Zusammenbau eines Holzhäuschens beschäftigt, das in Lourdes angefertigt wurde. Dann legen sie eine Leitung, um Quellwasser einen Kilometer weit herzuführen. Es folgt der Bau eines festen Hauses für die Schwestern, die mit Sehnsucht auf ihren Einzug in Emaus warten. Die ersten zwei kommen am 25. Juni, und bald findet sich eine dritte ein. Nun macht sich Abt Franz mit Pikkel und Stemmeisen ans Aushauen eines Kreuzweges am ca. 70 m hohen Felsen hinter der Station. Im Herzen dankt der seinem verstorbenen Vater, der ihm rationelles Arbeiten beigebracht hat. Nach vier Wochen ist das Werk vollendet. Die 12. Station hat er auf dem höchsten Punkt des Felsens platziert. Dort ragt nun ein großes Kreuz mit dem triumphierenden Christus, zum Zeichen, dass für das umliegende Land die Zeit des Heiles angebrochen ist. Fortan steigt der Resignat jeden Morgen betend und betrachtend die 174 Stufen empor, solange die Füße ihn zu tragen vermögen. Auf dem Rückweg hält er besinnliche Rast bei der unbefleckt empfangenen Jungfrau in der Lourdesgrotte, sich vertiefend in ihre Leiden und in ihre Verherrlichung. „Am wunderbarsten ist Gott in Maria“, betet er in freudigem

Staunen. Sein weiterer Tag ist ausgefüllt mit Arbeit und Gebet. Mit Schwestern und einigen schwarzen Helfern baut er ein großes neues Schwesternhaus, einen praktisch eingerichteten Stall, eine Kirche, ein Wohnhaus für sich, alles aus selbstgebrannten Ziegeln. Er ist stolz auf seine Schwestern, die nicht nur Bauarbeiten, sondern auch alles, was es in Feld und Acker zu tun gibt, selbst besorgen.

Im Juni 1895 legt er im Auftrag und unter Assistenz von Abt Amandus den Grundstein zur großen Kirche in Lourdes. Am 2. August des folgenden Jahres darf er die zweitürmige Basilika benedizieren. Seinem Nachfolger und dem Klosterarchitekten Bruder Nivard macht er das Kompliment, dies sie die schönste Kirche in ganz Südafrika.

Nach Mitte Januar 1897 reitet plötzlich ein Regierungsbote daher, die weißen Siedler vor einem Griquaaufstand warnend; jeder sei auf Selbstverteidigung angewiesen. Bald hasten auf der Poststraße Farmerfamilien mit ihrer Habe vorüber, dem sicheren Natal zu (Emaus liegt in Transkei). Da keine Waffen aufzutreiben sind, entschließt sich die Besatzung von Emaus am 21. Januar um die Mittagszeit ebenfalls zur Flucht. Schnell wird das Nötigste auf zwei Wagen verstaut. Weil fast alles Schwarzen entlaufen sind, übernehmen Schwestern die Führung. An die 60 Stück Vieh werden mitgetrieben. Nur der treue Paul bleibt zurück, um Diebe abzuwehren und das Kleinvieh zu betreuen. Abt Franz verkleidet sich als „Johann“, d.h. als Diener der Schwestern. In dichtem Nebel und strömendem Regen geht es dem rettenden Kaifluss zu, den sie nach Anbruch der Dunkelheit erreichen. Im gut bewehrten Städtchen Umzimkulu übernachten sie, ehe sie im Morgengrauen die Brücke passieren, die nach Natal führt. Gegen Abend erreichen sie Mariathal, ermüdet, aber glücklich, in Sicherheit und bei eigenen Leuten zu sein. Schon am anderen Tag wollen zwei Schwestern zurückreiten. Der Abt gibt ihnen den Segen dazu, überzeugt, dass einer Schwester kein Leid geschieht. Sie finden den guten Paul auf seinem Posten und Emaus unversehrt. Am 27. Januar kehrt Abt Franz mit den übrigen Schwestern und der ganzen Bagage ebenfalls zurück; der Aufstand der Griquas ist inzwischen friedlich zu Ende gegangen. Der rebellierende Häuptling kommt mit einem scharfen Verweis davon.

Abt Franz legt einen Kreuzweg an – 70 Meter hoch

Ende Januar 1900 stirbt Abt Amadeus Schölzig an Magenkrebs. Die Generalleitung ordnet eine Visitation Mariannhills an, in deren Verlauf der neue Abt zu wählen ist. Visitator ist wieder Abt Strunk von Oelenberg. Dieser besucht Emaus am 30. Juni. Abt Franz empfängt ihn freundlich und ist stets zuvorkommend; die vergangenen Misshellikgkeiten sind vergessen. Von der Abtswahl bleibt er unentschuldigt fern. Aber Ende September kann er die Einladung nach Mariannhill nicht ausschlagen. Am 2. Oktober wird der neue Abt Gerard Wolpert feierlich installiert. Am anderen Tag gehört er den schwarzen Christen, denen er einen Festgottesdienst in St. Wendelin hält, ganz im Osten der Farm von Mariannhill. Am 4. Oktober endlich, dem Namensfest von Abt Franz, wird mit dreimonatiger Verspätung dessen goldenes Priesterjubiläum mit viel Glanz und Ruhm und Freude gefeiert. Sieben Jahre lang hat man ihn in Mariannhill nicht mehr gesehen. Vor allem seine Töchter, die Schwestern vom kostbaren Blut, feiern ihren geliebten Stifter mit Liedern, Gedichten und verschiedenen Darbietungen. Als ihm Bischof Jolivet unter jubelnden Beifall des Volkes eine goldene Krone aufs Haupt setzt, kann er sich der Tränen nicht erwehren. Nach diesem seinem persönlichen Palmsonntag hält sich der Jubilar noch zwei Wochen in seiner ehemaligen Residenz auf. Dann ist er froh, wieder in sein stilles Emaus heimkehren zu können. Dorthin kommen viele

Besucher, weil die Poststraße nahe vorbeiführt. Mancher Trappist holt sich beim Abt, der keine Befehlsgewalt mehr hat, Rat in verschiedensten Fragen, und dieser erfährt dabei manche Neuigkeit. Mit offenen Augen beobachtet er die Weiterentwicklung des Werkes, das seine unbändige Energie in so kurzer Zeit geschaffen hat.
Auf Allerheiligen 1901 geht er zur Aushilfe nach Lourdes, wo er sich drei Tage aufhält. Auf der Rückfahrt mit der Kutsche begleitet ihn Sr. Marianna, die er einst als erste eingekleidet hat. Dem Pferd verrutscht beim Start das Gebiss, wodurch es unlenkbar wird und wie ein Sturmwind davonbraust. Abt Franz bremst alle Räder, aber ohne Erfolg. Die Funken stieben; das Tempo bleibt unvermindert, ob es aufwärts, abwärts oder eben geht. Die Schwester muss den Kutscher an den Schultern festhalten, damit er nicht unfreiwillig aussteigt. In einer scharfen Kurve nach längerer Talfahrt wird ausgeladen. Erst fliegt der Abt hinaus; dann macht die Kutsche den Kopfstand. Pfanner ist sofort auf den Füßen. Er liest die Schwester auf, die verbeult am Straßenrand liegt; dann nestelt er den zappelnden Gaul aus dem verhedderten Geschirr. Die letzten 20 Minuten bis Emaus gehen sie zu Fuß, langsam und hinkend, aber im Herzen Gott und seinen Heiligen dankend, dass die „Elisasfahrt“ so glimpflich abgelaufen ist und nicht im Himmel geendet hat. Auf dem Heimweg merkt der Abt, dass sein Fuß arg verstaucht ist. Erst nach einer Woche kann er wieder versuchen, die heilige Messe zu lesen, eine Dankmesse; mit mehreren Unterbrechungen gelingt es. Bald hält der Abt wieder gewissenhaft die Tagesordnung der Trappisten ein und arbeitet trotz seinen 76 Jahren wie zuvor.
Aus dem Briefverkehr mit einem einstigen Mitstudenten spürt der seeleneifrige Priester, dass jener allen religiösen Fragen ausweicht. Da nimmt Pfanner ein Blatt, aber nicht vor den Mund, sondern unter die Feder und schreibt ihm liebevoll eindringlich ins Gewissen. Darauf erhält er keine Antwort mehr. Umso mehr betet er für seinen Freund aus der Studienzeit. Schließlich wendet er sich an dessen Schwester mit der Bitte, ihm bei diesem Liebeserweis zu helfen. „Es ist ein großes Ding, von der Hölle jemand erretten,“ schreibt er ihr; „da darf man schon zusammenstehen. Ohne Wunder geht das nicht, deshalb müssen wir uns an die Mutter Gottes wenden, an die Zuflucht der Sünder. Das ist unser Bund, das ist unsere heilige Verschwörung, dass wir nicht mehr aufhören, bis er zur Einsicht, zur Umkehr, zu einem christlichen Ende kommt.“

Letztes Reifen

Bald beginnen sich Spuren des Alters zu zeigen. Gelegentlich berichtet der Greis über entzündete Augen; dann bekämpft er eine Wassersucht erfolgreich mit Tee. Die Schwäche seiner Augen bereitet ihm am meisten Kummer, weil sie ihn beim Lesen und bei der Arbeit hindert. Gegen Ende 1903 erwirkt er von Rom die Erlaubnis, täglich entweder die Muttergottesmesse oder eine Totenmesse zu feiern; diese beiden Messformulare kennt er auswendig. Der Rosenkranz, schon immer sein treuer Begleiter, weicht kaum mehr aus seinen Händen.
Anfangs Mai ist er letztmals in Mariannhill. Sein Besuch gilt den Schwestern, denen er die Ideale ihrer Gründung in Erinnerung ruft, während sie sich den veränderten Verhältnissen in Schule und Mission anzupassen trachten. Er will sie ganz aus der Abhängigkeit von Trappisten befreien; er habe sie für die ganze Welt geschaffen, schreibt er, denn „unser Missionsgebiet ist ein Stück vom Reiche Christi, und das hat keine Grenzen.“ Ihr Mutterhaus wünscht er wegen des Klimas nach Emaus. Er fühlt sich seiner Sache so sicher, dass er gleich Vorbereitungen für den entsprechenden Ausbau der Station trifft. Im selben Jahr zerbricht sein zweiter Nachfolger, Abt Gerard Wolpert unter dem Zwiespalt seines Amtes. Dieser, ein tüchtiger Missionar, hat anno 1900 die Leitung Mariannhills nur widerstrebend angenommen. Als Ordensoberer muss er die strengen Ordensregeln durchsetzen, während er als Missionsoberer gar zu gern davon dispensiert. Als er in auswegloser Lage demissioniert, schickt die Generalleitung einen Administrator mit dem klaren Auftrag, aus Mariannhill ein ganz reguläres Trappistenkloster zu machen. Abt Franz kann die Ankunft des neuen Oberen, den er als Retter begrüßt, kaum erwarten. Inzwischen beginnt er für die Schwestern Land zu kaufen. Die Gelegenheit ist günstig, denn eine Wirtschaftskrise hat die Preise auf einen Tiefstand sinken lassen. Es hilft ihm ein ausgetretener, aber reumütig zurückgekehrter Mitbruder, dem er voll vertraut. Erst im August 1905 kommt ans Tageslicht, dass dieser

die Gutgläubigkeit des greisen Abtes schamlos missbraucht und das meiste Geld für eigene Pläne entwendet hat. Die Aufdeckung des Schwindels mit ihren unangenehmen Begleitumständen wirkt niederschmetternd auf den alten, halbblinden Mann. Als ihm der Administrator daraufhin die Verantwortung für Emaus abnimmt und einem raubeinigen Bruder überträgt, bricht er vollends zusammen. Er erkrankt so schwer, dass man um sein Leben bangt. Unter Schmerzen bringt er die Bitte über die Lippen: „Betet nicht um Linderung meiner Leiden, denn auf dieser Welt muss es nun einmal gelitten sein, sondern bloß um die Gnade einer glückseligen Sterbestunde.“ Jammern und Klagen hört man ihn nie, er trägt seine Krankheit mannhaft als seinen Anteil am Leiden des Herrn. Ein fröhliches Gesicht der pflegenden Schwester ist ihm auch am Krankenbett lieber als finstere Traurigkeit. Hat er ihnen nicht stets gepredigt: „Eine Rote Schwester muss sein wie eine alemannische Jungfrau, welche auch in Leid und Trübsal noch lächelt.“

Mit seiner allmählichen Genesung wächst seine Vereinsamung, denn der neue, von Rom aufgezwungene Obere hat das Reisen drastisch eingeschränkt und die Briefkontrolle verschärft; auch sämtliche Post des Resignaten unterliegt strenger Zensur. Abt Franz meditiert darüber bei der 4. Kreuzwegstation, wo Jesus wenigstens von seiner geliebten Mutter Abschied nehmen durfte, während es ihm, wie er meint, nicht vergönnt sei, mit seinen Töchtern zu reden und sich für sie zu wehren. Mit Argwohn beobachtet er fortan das Treiben des Administrators in den blühenden Missionen Mariannhills. Er glaubt fest, jener wolle die Mission aufheben; dann hätte auch das Kloster keine Überlebenschance. Bei all diesen Enttäuschungen verliert er das Gottvertrauen nicht. „Lohnt nit lugg,“ hat er jahrelang seinen Schwestern eingehämmert. „Lasst nicht locker!“, sagt er jetzt sich selbst. Da ihn seine halbblinden Augen und seine zitternden Hände am Schreiben hindern, diktiert er einer Schwester eine Eingabe nach Rom. Darin schlägt er die Gründung einer weltweiten Missionsgesellschaft vor und liefert gleich einen Verfassungsentwurf dazu.

Kurz vor Weihnachten 1905 erleidet er einen Rückfall. Seine Arterienverkalkung schreitet fort; Arme und Hände sind fast gelähmt. Aber seine eiserne Energie ergibt sich nicht. Mit Wasserkuren unter Beihilfe von Pater Josef Biegner, der ihm seit ein paar Monaten zur Seite steht, gewinnt er nach Monaten einen Teil seiner Kräfte zurück.

Am 30. September 1906 kann er erstmals nach einem Jahr wieder die heilige Messe feiern; es ist eine Muttergottesmesse. Ebenso tut er es am 4. Oktober, seinem Namensfest und am Rosenkranzfest für alle Schwestern. An diesem Tag kämpft er sich unter größter Willensanstrengung, von Pater Josef gestützt, den Kreuzweg hinauf, sein Leiden mit dem des Heilandes und der lieben Gottesmutter vereinend. Den Abschiedsbesuch in der Lourdesgrotte dehnt er besonders lang aus. „Die Schönheit Mariens hat die himmlische Stadt Gottes zu einer Stadt Mariens gemacht,“ freut er sich in der Zuversicht, bald dort einziehen und staunen zu können. Er hat sich von allem entäußert und ist bereit, seine gebrechlich gewordene sterbliche Hülle abzulegen, sobald Gott ihn ruft. Am 11. November liest er zum letzten Mal, teils sitzend, teils stehend, die heilige Messe von der seligsten Jungfrau Maria. Dann verliert sein stahlharter Wille allmählich die Herrschaft über seinen schwachen Leib. Wohl schleppt er sich jeden Morgen um 4:30 Uhr in die Kirche und wohnt der heiligen Messe von Pater Josef bei. Anschließend lässt er sich von Sr. Angela den Kreuzweg in der Kirche führen. Von ihr gestützt hält er bei jeder Station eine kurze Betrachtung. Tagsüber ruht er meist in einem Großvaterstuhl. Seine Hände zittern so, dass er sich die kargen Mahlzeiten eingeben lassen muss. Sein Geist aber bleibt frisch und rege und entwirft fortlaufend neue Pläne. Es schmerzt ihn nur, dass er sie nicht selbst ausführen kann. „Es sind

Zweite Kreuzwegstation

Stelle an der Abt Franz 1909 vestarb

noch so viele Millionen Heiden zu bekehren," wiederholt er oft. Sein Beitrag ist vor allem Beten, Leiden und Diktieren von Vorschlägen und Ermunterungen: „Das katholische Herz umspannt alles und hört nie auf zu beten: „Du wirst das Angesicht der ganzen Erde erneuern.""
Im 1907 erlebt er die große Freude, dass seine Roten Schwestern endlich das ewige Gelübde ablegen dürfen, da ihre Genossenschaft, die Kongregation der Missionsschwestern vom kostbaren Blut (CPS) vom Papst approbiert ist. Er diktiert väterliche Ermahnungen an alle und erteilt ihnen den priesterlichen Segen. Eine weitere große Freude wird ihm im Juli zuteil. Im ersten Generalkapitel der Schwestern wird Sr. Paula zur Generaloberin gewählt. Er hat sie schon seit Jahren auf diesem Posten gewünscht. Nun weiß er seine Töchter in guten Händen. Täglich lässt er sich wichtige Artikel aus Zeitungen und Zeitschriften vorlesen, um stets auf dem Laufenden zu bleiben. Ein Bericht über China bewegt ihn im Juli 1908, Schwestern dorthin zu schicken. Sofort diktiert er einen langen Brief an die Generaloberin Sr. Paula, Wege aufzeigend, wie sie ans nötige Geld gelangen kann; den Sudan dürfe sie deswegen nicht aus den Augen lassen, fügt er bei. Am Schluss betet er mit dem Psalmisten: „Bereit ist mein Herz."
Leidend, betend, stets geduldig und dankbar für jeden Dienst tritt Abt Franz ins Jahr 1909, sein letztes hienieden. Im April verbreitet sich aus Rom die Kunde, Mariannhill mit seinen Missionen sei vom Trappistenorden getrennt und zu einem selbständigen Missionsinstitut geformt worden. Abt Franz ist zufrieden. Jetzt hat er die Gewissheit, dass auch dieses sein Kind weiter gedeiht und das Ziel anstrebt, das er ihm vorgezeichnet hat. Mit dem greisen Simeon, dessen Lobgesang er jahrzehntelang im kirchlichen Nachtgebet nachempfunden hat, spricht er: „Nun lässt Du, Herr, Deinen Knecht, wie Du gesagt hast, in Frieden scheiden..." Sein geschwächter Leib versagt vollends den Dienst; er muss sich in allem helfen lassen wie ein kleines Kind. Sein hartes Lager kann er nicht mehr verlassen. Auch jetzt betrachtet er täglich den Kreuzweg, und unaufhörlich gleiten die abgewetzten Perlen seines Rosenkranzes durch die halbsteifen Finger. Was er betend meditiert, empfindet er innerlich so lebhaft mit, dass die ihn pflegende Schwester die Art seines Gebetes von seinem Gesicht ablesen kann. Tränennass sind seine Augen beim Kreuzweg des Herrn und beim schmerzhaften Rosenkranz, und wie strahlen sie, wenn er sich in die Geheimnisse des glorreichen Rosenkranzes versenkt.
Freudvoll leidend begeht er den Marienmonat Mai. Am 14. lässt er sich von Pater Josef die Sterbesakramente spenden. Noch widersteht sein starkes Herz allen Angriffen.
Am 23. Beginnt sein Todeskampf; der müde Missionsstratege empfängt die Wegzehrung. Gegen Abend wird Pater Josef zu einem Kranken in einem entfernten Kraal gerufen. Er sputet sich, um bald wieder beim sterbenden Mitbruder zu sein. Doch in der Dunkelheit verliert er die Orientierung und irrt stundenlang im Hügelland herum. Das Lebenslicht des Abtes geht unterdessen in ein zaghaftes Flackern über. Die Schwestern beten unablässig mit ihm, während seine Augen den treuen Pater Josef suchen. Noch dieses letzte Opfer verlangt Gott von ihm, dass er ohne priesterlichen Beistand aus dieser Welt scheiden muss, nachdem er für Abertausende Priester besorgt hat.
„Licht" ist sein letztes Wort, und freudiger Glanz legt sich über das ausgemergelte Antlitz. Maria und Josef haben ihren treuen und eifrigen Diener heimgeholt.
Zwei Tage später wird der Leichnam nach Mariannhill überführt und unter einem mächtigen Feigenbaum beigesetzt, wie er es sich gewünscht hat. Dort, so schrieb er einmal, will „ich bei meiner Auferstehung meinem lieben Herrn und Heiland begegnen und müsste ich auch, um ihn zu sehen,

wie Zachäus (im Evangelium) auf die hohe Sykomore (Feigenbaum) hinaufklettern.“ Tausende von Schwarzen danken Gott für diesen Mann, ohne den sie kaum zur Gnade des Glaubens gelangt wären. Die Söhne von Abt Franz, die Missionare von Mariannhill setzen ihm ein überlebensgroßes Denkmal in Bronze. Ein viel größeres hat er sich selbst gesetzt in Mariannhill und seinen vielen Missionsstationen, die nach Maria benannt sind und Kernpunkte großer christlicher Gemeinden wurden. Diese verherrlichen nun mit ihrem Namen und ihrem blühenden religiösen Leben die Gottesmutter, ihre Verehrung kommenden Geschlechtern weiterreichend.

Statue von Abt Franz Pfanner OCR auf dem Friedhof in Mariannhill, Südafrika

Copyright 2025:
Text: Pater Dr. Anton Roos CMM
Fotos: Archiv Redaktion Mariannhill, Reken; Pater Andreas Rohring CMM